

II. Gedächtnis und Leiden

Charles Grivel

Der Stimmverlust

Programm

Man spürt sie in einem Roman, dort, wo sie sich darstellt, gebrochen; anders und enthalten, weit über unsere Möglichkeiten hinaus. – Die trennende Ansprache. Das Erdichtete, das Gemachte. Projektiv (retro- und intra-). – Wirkungen des Lesens: eine Handlung, die man sich leiht: Damm, Bruch. – Es berührt mich dreimal: in der Vergangenheit, in Wirklichkeit und im Buch. – Ich bin der Sohn desjenigen, der das gemacht hat: Übertragung, Abordnung; des gewöhnlichen Verstummens. – Der Apparat des Romans gebiert das zu seiner Aufhebung erforderliche Gerücht (derjenige ist aufgehoben, der es sich vorstellt). – Spiel der Verglasung: Jemand sieht jemanden verkehrt herum an: Was ich mir hinhalte, überrascht an der Oberfläche des Diskurses, unbedingt dagegen, unmittelbar dahinter. – Man enthält sie. – In der Stummheit, die geboren ist aus der Nähe. Der andere verändert mich. Was ist der andere, seine „Imminenz“? „Madame de Dey befürchtete eine Falle, sie blieb unbeweglich, ihr Gesicht aber stand in Flammen und ihre Zunge war eisig. Ein Hammerschlag ertönte im Haus.“ (Balzac, Der Antragsteller). – Die Stimme paßt nicht gut zu mir: Ich bin stets nahe daran, sie zu verlieren. – Was sucht man in einem Bild, das bis zu seiner eigenen Aufhebung bewegt und geschüttelt wird? Den Tod im Bild zerbrechen, ein Loch in den inneren Raum schlagen, hastig in einer einzigen unterstellten Bewegung des Kopfes den fortgesetzten Lärm schneiden: ein Schlag in den Magen. – Als Zeuge eines Hold-up's wird ihm alles Geld aus dem Schalter entgegengereicht; er sagt kein Wort. – Die Literatur fehlt der Stimme wie die Stimme jenem fehlt, der sie mich hören läßt. – Man kann dies für eine Mühe halten, von seiner Seite eingerichtet, um zu verstehen, was es extrahiert.

Erste Studie

Der Text artikuliert sich durch das Versagen der Stimme. Denn die Stimme ist nicht die seine, sondern jene, die er hört, von sich aus. Sobald er sich über ihren Charakter täuscht, drückt er sich aus: er paßt sich an; ginge es nach ihm, müßte sein Mund seinem Ohr korrespondieren: „Die Stimme ist das Bewußtsein“, sagt er¹. Er hört seine Stimme. Die Differenz, die es hinsichtlich seiner Stimme gibt (von ihm zu ihr) oder hinsichtlich dessen, was er davon vernimmt, von innen heraus,

diese Differenz erstaunt ihn. Er lebt im Erstaunen. Es ist eine Erfahrung, der die Wiederholung nichts antut, ganz im Gegenteil. Das Erstaunen läßt ihn die Stimme verlieren. Er zeigt sich erstaunt: er geht zu Schauspielen, die ihn in dieser Hinsicht befriedigen. Er liebt es, sich zu erstaunen. Was er sich selbst erzählt, ist nur dazu da; die Angst, die er sich verschafft, dient ebenfalls nur dazu.

Zweite Studie

Idee eines Stücks Stimme (aus „Luft“), die nicht durchdringt, die den Hals nicht verläßt und deren Wirkung es wäre, ... den Laut, den Stimmfaden, das gewöhnliche Phonem zu schikanieren. Denn ihm gehören zwei Stimmen und eine davon ist zuviel. Die der Inspiration und die der Expiration. Er hält sich an die eine, während die andere spricht. (Er hört sie reden.) Er hört sie durch ihre Nachbarin sprechen (ihren Nachbarn?). Die erste ist liebenswürdig, die zweite verführerisch. Seine Stimme ist nicht seine eigene: gerade das erschreckt ihn. Er spricht davor, lauter, immer lauter, in dem Maße, in dem er sich auf den Tod vorbereitet. Wie wenn er sich stets am Vortag davon befände, sie zu sagen und es konsequenterweise auszusprechen: Eine der beiden Stimmen ist immer gestört.

Die Stimme gehört ihm eigentlich nicht

Ist nicht sehr vollständig. Versagt, benimmt sich daneben, „fremd“, „fremde“, ich erkenne sie in meinem Rachen, wenn ich spreche. Sie ist nicht gestimmt, angepaßt, sie hinterläßt ein Übelkeitsgefühl. Der Redner läuft hinter seiner Stimme; er möchte das Phonem und das Semem zur Deckung bringen, die beiden Seiten seiner Person. Doch das Ausstreuen von Sinn ist in seinen Augen immer eine Katastrophe. Es ist schwierig, diese Erfahrung zu objektivieren: Sie ist jedoch allgemein. Jedenfalls ist die Stimme gefälscht, also „normal“. Er redet gewöhnlich „für sich“, er spürt es sehr genau, ohne es sich selbst klar zu machen. „Man spricht, wie man ist“: Darüber schweigt man sich offensichtlich aus. Was man verspürt? Eine Art vorübergehender Langsamkeit, ein Nachgeben der Sehnen (der Sprecher ist groggy). Wenn es stimmt, daß „die Mitteilung des Schreis seine Bejahung ist“², bleibt auch zuzugeben, daß die Mitteilung dieses verschluckten Schreis, den die Stimme darstellt, wenn sie sich verliert, seine Verneinung ist. Was verneint also die verschluckte Stimme? Das eigene Beschworene. Verhinderung einer inneren Depression, ja, wahrscheinlich.

Der Identitätszähler

Die gelernte Stimme mißt das Subjekt an ihm selbst: für das Subjekt stellt sie seinen innersten Zähler dar; entweder es koinzidiert oder es koinzidiert nicht; es ist egal, es geht weiter, mit einem wachsenden Gefühl von Anstrengung. Das romaneske Ereignis (die Form der Katastrophen) geschieht in der Form, daß die Stimme bricht, das heißt die Stimme verloren gehen läßt. Dieser Vorgang verschafft eine Kompetenz: Ich lerne, meinen Ausfluß zu messen, ich weiß die Fremdheit zu verspüren, die mich gefangenimmt. Hinzu kommt noch der Vorteil, den ich aus der Angst ziehe, die Stimme zu verlieren, sie sich als verloren vorzustellen. (Doch das geschieht nicht.) Der Stimmverlust stellt einen Identitätskurzschluß im Subjekt dar. Womit erreicht man einen Kurzschluß? Mit der Moral. Mit Hilfe der auf diese Moral angewandten Negativität. Dazu noch eine Spur Wiederholung, die sich abwechselnd in einer affirmativen Phase und einer infirmativen Phase abspielt. Denn eine Identität erzielt man in der Vergangenheit durch eine Folge gewalttätiger Suspensionen und erweckt – durch den Irrtum – das Subjekt zu sich selbst. Das Interesse jedoch nährt sich von einer Art Entbehrung im Apparat: Die gelernte Stimme schafft nicht, auch wenn sie dominiert, die andere vollständig zu überdecken. Nota bene: Der Fluß ist unwahrnehmbar (untaxierbar), zählerlos. Alles andere also lieber als das!

Die Unverträglichkeit

Die Stimme ist gleichbedeutend mit der Möglichkeit ihres Verlustes. Das ist ein Kummer, aber zugleich auch ein Gewinn. Denn ihr Verstummen erzählt mir viel darüber: Der gleiche, der sie sich gibt, gibt sie sich um zu furzen, mit oder ohne kommt er immer noch durch. Man kann jemanden ausfragen über das, was er sagt, oder auch darüber, was er nicht sagt³: Man fragt ihn weiter aus, wahrscheinlich durch Inszenierungen des Körpers: seine Abdankungen, seine Tricks: Meine Stimme ist meine Abweichung, ich glaube, daß ich möchte, daß meine Zunge steckenbleibt. Hypothese: Die Zunge blockieren, das heißt den Körper verlassen, die Haut verlassen. Eine Sprache will gesehen werden. Eine Sprache besteht nur auf der Basis des Schweigens. Denn das Subjekt verfügt über zwei Felder des Ausdrucks, das des Verbuns und das der Substanz. Die Stimme, das gewöhnliche Medium des ersteren, muß (in seiner ausgebildeten Form) verschwiegen werden, um zum zweiten zu passen. Dieses „Im-Stich-Lassen“ paßt mir gut. Diese doppelte Besetzung entspricht mir. Genau deshalb stellt sich das Verstummen her. Genau deshalb bedeutet mir das Erstaunen viel. Verstummt bin ich es. Ein umfassendes System der Expiration und der Unverträglichkeit ist

am Werk: man muß verschwiegen haben, vor dem nicht eintreffenden Ausgesprochenen verstummt sein, um gesprochen zu haben.

Die Drohung

„Die wahre Dimension der Stimme ist ihre indirekte, ihre seitliche“ – und sagen wir es geradeheraus: Nur diese Dimension erleichtert uns; sie nimmt die andere von der Seite, sie streift sie und verläßt sie; sie kann berühren, ohne ihren Ursprung zu verraten; sie ist also selbst das Zeichen des Ungenannten, dessen, was geboren wird oder vom Menschen bleibt, wenn man ihm die Materialität des Körpers entzieht, wenn er die Identität des Gesichts oder die Menschlichkeit des Anblicks verloren hat. In diesem Sinne: „Jede Stimme ist eine Drohung“⁴. Was bezeichnet sie eigentlich in ihrem abweichenden Verlauf? Die lokale Entschlossenheit eines mit sich selbst übereinstimmenden Subjekts, zwischen Lärm und Lärm, zwischen Sprechen und Lärm, Sprechen und Sprechen, innerhalb des Gerüchts, der Ablenkung, der allgemeinen Veränderung, des anderen, anstelle von jemandem.

Bestürzung

Funktion des Erstaunens. Was mich interessiert, erstaunt mich auch: warum? Allein das Erstaunen entreißt mir die Stimme, das Unglaubliche, das Starke und das, was kommt. Das Eingreifen des Schlimmsten (der Katastrophe) – auf dem verschlungenen Ruf meines Vorwissens (das Zu-sterben-Verstehen) – setzt das Plötzliche und Unerwartete voraus. Daß es mir mit einem Schlag, mit kleinen Schlägen Ohrfeigen zufügt. Das Plötzliche betrifft mich gewisser als jede andere Art und Weise (es verlangt auch eine bestimmte Gewöhnung an die „Schläge“, die Vorbereitung auf den Schrecken). Ventile der Apparate, die auf mich angesetzt sind (textuelle und spektakuläre Apparate), um mich vor den Kopf zu stoßen, die den Ton umschalten, den Rhythmus und den Anblick. Umwälzungen des Spiels, deren Agenten auf mich angesetzt sind. Das Erstaunen vergrößert die Fähigkeit des Zuhörens, oder auch das Einschlagen einer Nachricht, die ihren Weg zu mir sucht: Eine Tür öffnet sich im rechten Augenblick und verdammt mich genau dann zum Schweigen, wenn ich rede. Doch sie muß sich ganz plötzlich öffnen. (Ich gebe jedoch zu, daß jedes Türöffnen in gewisser Weise etwas „Plötzliches“ hat.⁵) Erstaunt: das heißt in die Richtung meines Suchens gedrängt, ins Objekt meines Gefühls eingesperrt (man fürchtet den Sinn und ich zweifle am Wissen und seiner Vergewisserung). Erstaunt: von ihm in die Ecke meiner verbarrikadierten Ignoranz gedrängt. Ein

Versuch der identifizierenden, aufbauenden, glücklichen Entsprechung scheitert.

Wie man sie überrascht

Erster Fall: Sobald ich jede Macht über das Objekt meines Verlangens verloren habe, verstehe ich nicht mehr zu sprechen: „Und sie erklärte dem Polen kategorisch, wie man es in vierundzwanzig Stunden schaffen könne, ihn für den Rest seines Lebens hinter Gitter zu bringen. Das war wie ein Keulenschlag. Steinbock verfiel in eine schwarze Melancholie und in vollkommenes Schweigen“⁶. Ein zweiter Fall: Einem Wesen wird die Stimme entzogen. Wenn man es auf diese Weise richtet, dann bleibt es „offen“. Wer „offen“ ist, der ist auch gefangen, Subjekt eines anderen, ein Spielzeug seiner Phantasie: „Der Künstler war bleich wie der Tod geworden und schaute seine Wohltäterin mit glanzlosem Auge an, das jedoch all seine Gedanken erraten ließ. Der Mund stand ihm offen und seine Stimme versagte“⁷. Ein dritter Fall: Denn man muß den Mund schließen können, um zu sprechen. „Er blieb unbeweglich, wie versteinert, zu jeder Bewegung unfähig, den Mund offen, ein kalter Schweiß lief über sein fettes Gesicht“⁸. „Alle beide waren sie vor Erstaunen und Schrecken verstummt – nach diesem gewaltigen Schlag, dem unbewußten Aufbegehren, das sie beide zur Flucht veranlaßte; sie blieben stumm und wischten mit ihren Taschentüchern ihre blutigen Augäpfel ab“⁹. Ein vierter Fall: Der Ton kommt schlecht raus: „Die Marie wollte antworten; ein rauhes Geräusch kam aus ihrem Hals und sonst nichts“¹⁰. „Die Frau erstickte einen Schrei, fiel wie versteinert um, die Augen offen, bebend“¹¹. „Die Herzogin schien verstört; ein leichtes Zucken um ihre Lippen, aus denen alles Blut gewichen war, ließ ahnen, daß ihre lang unterdrückte Abneigung sie nun ganz ausfüllte. Sie war nahe daran, aus sich herauszugehen; ein letztes Mal jedoch zögerte sie und fing zu reden an, mit einer Stimme, die ihren inneren Kampf erahnen ließ, ohne jedoch ihren Zorn oder gar eine Drohung auszustoßen“¹². „Oh, meine Tochter, meine Tochter! rief die Baronin mit der Stimme einer Sterbenden“¹³. Fünfter Fall: Der Ton kommt nicht raus. „Sie schaute gerade vor sich hin und schwieg bis zu dem Augenblick, in dem ihr so schien, als mache sie wohl einen leicht stupiden Eindruck; und ohne etwas zu sagen, weil sie auch gar nichts sagen wollte, versuchte sie, ein Geräusch von sich zu geben, das jedoch in einem Strom von Tränen unterging“¹⁴. „Sehr sehr blaß, fast stimmlos vor Aufregung hielt Alfred den Arm auf beinahe mechanische Weise: unter dem schweren blauen, leicht zu kurzen Vorhang sah man den Schatten der sich bewegenden Stiefelchen. Endlich hörte man hinter der Tür eine Stimme: Im Namen des Gesetzes, machen sie auf! Er wandte sich ihr zu, wollte etwas sagen, sein Mund öffnete sich, schloß sich dann aber wieder in

einer Zuckung: kein Laut kam aus ihm hervor!“¹⁵ „Cassie war derart erstaunt, daß sie keine Worte fand, nicht einmal einen Ausruf, sie sagte gar nichts. Er sah, wie ihre Augen sich von ihm abwandten und war verzweifelt. Sie schloß ihre Augen und hielt sie auch einen langen Augenblick geschlossen“¹⁶. Sechster Fall: die Blockierung verletzt das Organ, der Sprecher wird gezwungen: „Wir waren nicht mehr allein im Raum, es war jemand anders da, ein Unbekannter, dessen Gesicht ich nicht sehen konnte und dessen Anwesenheit mir die Worte in der Kehle verstummen ließ“¹⁷. Das Erstaunen in der Angst, so lautet das Gesetz, beschwört den Ausdruck, der sich einstellen will. Ein Quietschen ist also stärker als jeder Versuch, es auszusprechen.

Die Gefühlentladung

Die Emotion entleert das Subjekt, die Emotion läßt es seine Stimme verlieren. Ein erstaunliches Schauspiel unterstützt diesen Vorgang, der wie ein Ölabsauggerät abläuft, sobald man es in das angenommen „Volle“ einführt. Das gefühlsmäßige Schauspiel (in diesen Texten, in diesen Leben) wirkt wie ein saugender Mund und entleert den Handelnden von all dem, was Stabilität, ideologische Substanz und Gewissen bedeutete. (Eine Vakuumlampe wird auf seinem Grund hin- und herbewegt; die Beobachtung der Monstren kann beginnen.) Ein Text ist ein System, um Ballast abzuwerfen: sein Leser-Subjekt wird entlastet und verliert die Stimme. Ich empfinde eine Leere; vacuus, meine Leere; das heißt die Aufhebung aller inneren und äußeren universellen Korrespondenzen – und stattdessen muß ich hören, was ich glaube – zwischen diesen Korrespondenzen ist jemand „auf den Grund seiner selbst“ „gefallen“. Mittels einer bestimmten Kontraktion des Systems, die vom Romanereignis herbeigeführt wird, verspürt man die Leere des Systems, vermag man sich selbst nackt zu spüren. Alles deutet darauf hin, daß lokal zwar, aber ohne Dauer, die Identitätsschale aufspringt. Denn man hat sie mir angelegt, ich habe meinen Overall (sehr früh) angezogen, ich gehe aus mit einem Gesicht, meine zweite Haut grüßt euch. Aber unter der Maske, befinde ich mich in diesem Augenblick dank der Unregelmäßigkeiten des Schauspiels verhindert, gebunden, „stimmlos“. (Als ob ich anders als bloß projektiv „stimmlos“ sein könnte!) Sich losmachen (machen sie sich los, sagt der Schrecken, der einem im Hals steckenbleibt, wenn die Augen der Frau im Text hervortreten): dieses „Nichts“ würde ihn einnehmen! Er würde sich mit der Stimme und dem ganzen Rest, mit der Basis und dem Gipfel berauschen! Jemand schaut ihnen zu, ohne sich aufzuregen und sich zu winden: Die Depression kommt näher: Sie ist weit mehr als nur ein Punkt am Horizont. Denn eine Identität ist begründbar auf den ständigen Zufluß von Einflüssen, die an die Oberfläche steigen. Wenn der Zufluß ansteigt

(und dies ganz plötzlich), dann – wie soll man es sagen – stört er das Gleichgewicht, das Regime optimalen Funktionierens dieser Identität (sie bekommt einen Rand, sie legt unaufhörlich Ränder zu und versucht, über sich hinausgeworfen zu werden). Dieses Regime wurde in Funktion der anfänglich bewegenden Situation angenommen und kann nicht mehr verändert werden: eine Erinnerung dieser Art, ganz einfach in einem Akzent fixiert, kann nicht wiederaufgenommen werden. Man kann eine Intermitenz wiedergewinnen, ja, auf dem Boden eines vom Roman hergestellten Abgrunds. „Wiedergewinnen“ ist nicht das richtige Wort, auch „Intermitenz“ ist nicht das Wort. Trotzdem fühlt der Stillstand sich an wie eine Wohltat. Es ist die Wohltat eines Platzschaffens. Es ist die einer „Entknotung“, die Ex-spiration einer toxischen, verdorbenen, schmutzigen Luft. Ich habe alles internalisiert: Rotze, Fürze, Kotze! Aber schnell! Die Ersetzung des einen durch das andere, des Reinen durchs Unreine, ist weder konstant noch von Dauer: der Text ist schnell und man kann nur die Splitter nutzen.

Verlorenes Subjekt, Stimme des Leidens

Abgeschnittener Ton, der Mechanismus setzt sich fort, die Auflösung beginnt (die Würmer greifen an, er erschrickt, er schweigt, wenn er sie schon am Werke sieht). Ein Ereignis, das einschlägt, lähmt die fixierten Affekte (das System fixiert diejenigen, die das System selbst sind) auf der Haut, im Verhalten: er wird sie los, vorübergehend werfe ich für einen Augenblick meine Ketten ab, mein Schweigen entsteht aus meiner mangelnden Vorbereitung, mein Ausdrucksvermögen läßt mich im Stich, ich stehe da mit nackten Händen, auf dem Sprung, ich weiß, ohne Stimme, sprachlos; ich bin verzückt. Ein Kode definiert die Fähigkeiten einer Person, die diesen Kode verwendet, hält diese Person im Rahmen ihrer Fähigkeiten: die Erzählung dringt in diese Beziehung ein, um die Person zu schwächen. Meine Identität lockern¹⁸. Ich möchte das Sein abhängen, das gebildet ist, wie ich bin. Ich errege mich darüber, bis ich die Stimme verliere, um mich aus mich selbst herauszuziehen („mich-selbst“). An diesem Punkt leide ich, aber ich bin gewappnet, ich nehme gern an jedem irgendwie auflösenden Schauspiel teil, ich möchte an den Punkt gelangen, an dem ich mich nicht mehr an mich halten kann, wenn man das immer von mir verlangt, nein. Angst haben, erschrocken sein, der Stimme verlustig gehen, zittern: Das lähmt meine vermittelnden Fähigkeiten, meine Korrespondenzen, meine Beziehungen, meine Wünsche. Ein willentlich eingegangener Verlust der ideologischen Bedeckung. Die vom Gesetz empfohlenen Organe werden außer Kraft gesetzt. Die Worte verschwinden. Die Lehre geht verloren. Ein haltloser Atem nimmt mich ein. Ich beginne mit der Lektüre von Texten, die gewaltsam und zart suspendierende Schauspiele bieten: Die Trommelfelle

werden zerstoehen, die „Bedeckung“ geht verloren (Ich ziehe sie zu mir hin, mein Fuß schaut unter der Decke hervor). Schrecken, was sehe ich? – Der Mechanismus ist ein doppelter – das Material dieses aufhebenden Schauspiels (Gewitter, Panik und Blut) besteht genau aus dem, was ich so plötzlich zu verlassen hatte: ich befreie mich in dem, was ich sehe, und dem, was mir meine Sprache entzieht, doch das mich angreifende Motiv besteht wiederum aus dieser Sprache (die Würmer usw.). Ich nehme nichts weg, ich schweige, ich hebe auf, ich wohne bei, ich betrachte mich für einen Augenblick IN EINER GLÜCKLICHEN LEE-RE, DIE MIR WEHTUT. Was mich die Stimme verlieren läßt, läßt sie mich sogleich wiederfinden: die gleichen Markierungen befreien und blockieren mich, sie sind überall universell. Ich verändere nichts, ich schiebe die Bündel beidseits des Weges weg, die Hecke, die Egge, die Handramme, ich rufe geräuschlos in der gegebenen Sprache. Ein zusätzliches Frösteln ist alles, was mir bleibt.

Aufhebend und Abgehend

Sie, wie sie schweigen, verkrampft, die Hand vor dem Mund. Das wie Wunden markierte Gefühl entreißt die Zuhörerschaft sich selbst. Es handelt sich um eine Verschiebung der einen zu den anderen, etwas Schreckliches, jedoch Fröhliches, das man wie eine Verzückerung empfindet. Ich gebe zu, daß ich gerne berührt bin. Die innere Bewegung mißfällt mir nicht, weder die Trennung noch, daß ich mich handeln (= erleiden) sehe, an Orten, wo ich nicht sie bin und umgekehrt. Entscheiden wir uns für die ernsteste Möglichkeit der Rührung überhaupt, die Motive sind nebensächlich (Hauptsache ist, sie peitschen!): Das läßt mich sie verlieren (die Stimme), das schneidet ihn mir ab (den Atem), über diesen Übergang bin ich glücklich. Das ist eine Sache der Zession: Was einerseits verloren geht (da, ganz nahe, man kann es berühren, auf der Szene), wird mir hier herausgerissen (in diesem Körper, sehr weit, unbestimmbar). Ich schweige zutiefst an ihrer statt; und so widerfährt alles mir persönlich. Nehmen wir einen Fall. Die (geteilte, nicht vulgäre) Liebe ist ein „gutes“ Gefühl: „Trübung“ der Seelen, eine geht in die andere über, sagt La Mettrie in seiner Kunst der Wollust; gelebte „Metempsychose“, entschlossene „Inbesitznahme“ der Parteien durch sich selbst: „Die Liebe verbietet den Gebrauch der Sprache, des Blicks, des Gehörs, des Denkens und gibt dem stärksten Gefühl Raum; sie vernichtet die Seele mit all ihren Sinnen; sie hebt alle Funktionen unserer Ökonomie auf; sie hält sozusagen die Zügel des ganzen Menschen in der Hand, sie gebietet mit ihren souveränen und achtenswerten Freuden über dieses fruchtbare Schweigen der Natur, das kein Sterblicher stören könnte, ohne vom Blitz getroffen zu werden“. Liebe: unwirksam gewordenes und zurückgegebenes Subjekt im Akt und im „Han!“ des

Atems. Wie wenn, danach, eine Pestbeule aufbricht. Durch das allgemeine Schweigen der Nutznießer. Somit ist jede Stimme (jede besondere Stimme, die von der Beziehung zugerichtet wird, die mir in der ange-tragenen Erzählung näherkommt) von Beginn an bereits verloren, in der Vergangenheit „erstorben“¹⁹, es ist eine Inflexion, die allmählich verstummt²⁰, eine Wirkung des Widerhalls, abgesandt, sobald sie gehört ist, weil sie mir zukommt. Somit ist das Verwischen der Stimme eines anderen ein Schmerz für mich: sein Bild löst sich auf, sobald seine Stim-me sich verliert, ich bin verlassen, meinem ersten Versagen zurückgege-ben, diesem man, dessen Formulierung auf immer unmöglich wird. Je-mand spricht zu jemandem von sich selbst, in der Aufhebung des Dis-kurses, den dem anderen zu halten ihm für einen Augenblick gelingt (er tritt beiseite und nähert sich erneut, rauhes Räuspern seiner Stimmbän-der).

Das Schweigen, darüber hinaus

Es ist nicht da, sondern verschwiegen, gewonnen, gemacht, das Produkt einer Auslöschung, einer Überwältigung, eines Schlages, eines Griffs an den Hals, das Schweigen, die Hämorrhagie anstelle eines Sinnes, den man nicht mehr besitzt, den man fürchtet, der nicht überkommt, der schon geformt ist, an dem man zweifelt, von dem man aber genau weiß, woher er kommt, wie er sein muß, der jedoch nicht eintrifft. Diese Stimme, an die er denkt („Sie richtete ihre Augen auf anderen Teil des Zimmers, doch das Schauspiel war so furchtbar, daß sie schwieg; die Worte blei-ben ihr im Halse stecken, sie fuchtelte ein wenig mit den Armen und suchte nach einer Hilfe, die nicht kam.“), ist immer mehr oder weniger das Gegenteil von meiner. Jemand spricht neben seinem Verhalten. Das kann man nicht vergessen. Jemand schweigt darüber hinaus. Je-mand ist deshalb zum Schweigen gebracht. Ich halte zurück, ich hebe auf, ich sperre. Die Kommunikation paßt mir nicht mehr. Was die Stimme in dem Augenblick sagt, in dem die Emission aufhört, weiß ich, befürchte ich, ich sehe, wie es sich gewaltsam über die Lippen drängt. Ich halte also an mich, ich weiß, was ich tue, und ich weiß auch alles, was sie nicht sagt: ich wiederhole noch einmal, daß ich es fürchte. Die Luft wird angehalten. Wie der Übeltäter seinen Arm anhält, wenn er während seines Einbruchs eine Vase fallen läßt: Das ist ein gutes Inter-vall. Eigentlich ist dieser von mir angestrebte Rückzug der Stimme im „letzten Augenblick“, „im richtigen Augenblick“ eine Abdankung. Nicht wahr? Bei ihr.

Anmerkungen

- 1 Jacques Derrida, Die das Schweigen bewahrende Stimme. In: ders., Die Stimme und das Phänomen. Frankfurt 1979, S. 125 ff.
- 2 Jean-François Lyotard, Ökonomie des Wunsches. Bremen 1974, S. 97 ff.
- 3 Charles Grivel, Le Confessionnel et sa ruse. In: Rousseau, Voltaire et la tolérance. Lille 1980, S. 132-173.
- 4 Roland Barthes, La Rature. In: Jean Cayrol, Les Corps étrangers. Paris 1964, S. 234-235.
- 5 Charles Grivel, Étude de porte. In: ders., Écriture de la religion, écriture du roman. Lille 1979, S. 233-263.
- 6 Balzac, Die Kusine Bette (1847).
- 7 Ebda.
- 8 J. Hadley Chase, Eh bien, ma jolie!
- 9 Gustave le Rouge, La Guerre des vampires (1909).
- 10 P. Perret, La Robe (1896).
- 11 Joris-Karl Huysmans, En Ménage.
- 12 F. Soulié, Le Serpent (1839).
- 13 Balzac, op. cit.
- 14 Henry James, Im Käfig (1939).
- 15 J. Ricard, Contes à mon singe (1889).
- 16 William Irisch, Concerto pour l'étrangleur (1954).
- 17 Jean Lorrain, Nuit de veille. In: Contes d'un buveur d'éther (1895).
- 18 Anm. d. Übers.: Original in deutsch.
- 19 Vgl. Roland Barthes, Über mich selbst. München 1978, S. 74.
- 20 Roland Barthes, Fragmente einer Sprache der Liebe. Frankfurt 1984, S. 186.

Birgit Hoppe

Das Schweigen der Frauen – Leugnen der Differenz

Antwortlos

*Vom Spiegel fordere ich
Aug und Aug
Zahn um Zahn*

*Ich stell ihm
eine Handvoll Fragen*

*Das Ebenbild
im Glas
gestikuliert*

*antwortlos
blickt es mich an
und sieht mich nicht.*

Rose Ausländer¹

Über das Schweigen der Frauen zu schreiben, ist fast ein Paradoxon. Und es ist ein heikles Thema. Zu viele Mißverständnisse liegen nahe. Spreche ich vom Schweigen der Frauen in der Geschichte, läßt sich mit Recht entgegenhalten, daß Frauen nicht einfach geschwiegen haben, sondern oft auch nicht gehört worden sind. Von einem Schweigen der Frauen jetzt und heute zu reden, zu Zeiten von Frauenbewegung und Gleichheitsdebatten, klingt schlicht absurd. Und hieße nicht zuletzt, von einem Schweigen der Frauen auszugehen, die Frau zum wiederholten Male defizitär zu denken?

Aber was bedeutete es, die These zu negieren? Zu leugnen, daß Frauen von der Geschichte ausgeschlossen waren und noch sind? Abzustreiten, daß historisch gesehen die Stimme der Frau in der patriarchalen Gesellschaft zum Schweigen gebracht, sie bestenfalls überhört wurde? Nicht sehen zu wollen, daß Frauen ihrer Sprache beraubt wurden, indem man die Wertssysteme männlich kodierte?

Was also tun, wofür Position beziehen, wenn jede Entscheidung Widerspruch – in sich selbst – provoziert?

Vielleicht am liebsten schweigen. Das Gewährwerden dieses inneren Dialogs enthüllt jedoch gerade den Weg, der neben anderen Strategien zu Schweigen und Abwesenheit der Frauen führt. Es ist die Kommunikationsstruktur der Doppelbindung, die hier wirksam wird und Standortbestimmungen ausweglos oder zu riskant erscheinen läßt.² Wie kann aber unter diesen Bedingungen die Frau in *feministischen* Diskursen sichtbar werden? Struktur, Auswirkungen und Perspektiven dieses Paradoxons sind das Thema dieses Artikels.

Strukturen

Die patriarchale Konstituierung von Weiblichkeit bedient sich der Vereindeutigung. Die Frau wird in Differenz zum Mann gedacht, wobei sie in diesem Entwurf bekanntlich nur als sein Spiegel existiert: Das Bild von der Frau basiert auf einem monosexuellen Körper-Konzept. Der Mann bedient sich dabei des Mittels der Projektion, mit dem er eigene unerwünschte Charakteristika der Frau als ihr wesenhafte Züge über-eignen kann.

Feministische Entwürfe weiblicher Subjektivität folgen dieser Identifizierung der Frau oft nur mit veränderten Vorzeichen. Das passiert immer dann, wenn ihr Blick fixiert ist auf die *Inhalte* weiblicher Identitätskonzepte: Das Ergebnis sind dann häufig einfache Umkehrungen von Zuschreibungen wie z. B. von Passivität in Unschuld.

Was strukturell verschwiegen wird und das patriarchale Setting der Geschlechterdifferenz aufrechterhält, ist, daß jedes Versprechen einer Möglichkeit von Autonomie und Eigen-Definition systemstabilisierend wirkt. Es ist Reflex auf die patriarchale Botschaft an die Frau: „Sei so verschieden von mir, wie ich, der Mann, es will, aber Du mußt Dich dazu selbst entscheiden – nur so kannst Du ganz Frau sein“. Die einzig erlaubte Differenz innerhalb dieser Botschaft für die Frau ist es, daß sie reizvoll widerstehen darf – nicht mehr. Es handelt sich um die o. a. double-bind-Situation, die Handeln verunmöglicht, da es keine Einlösung dieses Anspruchs gibt. Das Scheitern ist vorprogrammiert, wird jedoch auf der Folie individuellen Versagens interpretiert. Im Hinblick auf den Inhalt des Auftrags ist die Situation ausweglos. Eine Chance läge nur darin, die Beziehungsstruktur als solche zu erkennen – wobei auch dann noch offen wäre, ob die Macht der Projektionen eine andere Form weiblicher Subjektivität zuließen. Denn von Inhalt und Struktur her ist es jedwede Differenz, die verhindert werden soll. Solange dies nicht benannt wird bzw., indem z. B. auch in feministischen Theorien eine kollektive weibliche Subjektivität angenommen wird, bleiben die realen Frauen unsichtbar. An die Stelle der Frau tritt die stellvertretende Rede über die Frau. Sie wird zur Anderen und zur Abwesenden. Das Ende des Schweigens beginnt daher erst dann, wenn Frauen darüber sprechen, daß es den *einen* Platz *der* Frau nicht gibt. Damit kommt aber ins Gespräch, daß es potentiell mehr Differenzen als Gemeinsamkeiten unter Frauen geben kann. Die Angst vor dieser Konsequenz wiegt jedoch innerhalb feministischer Analysen fast ebenso schwer wie die Angst des Mannes, daß die Frau aus seinem Bild ausscheren könnte. Ihre Bedrohlichkeit reflektiert sich in jeweils spezifischen Sprachverboten bzw. Sprachformen, die Vereindeutigung betreiben und ggfs. einer einfachen Negation männlicher Identitätslogik folgen. Ich komme noch darauf zurück.

Halten wir fest: Das Schweigen von Frauen entsteht im patriarchalen Diskurs aus der Subsumierung unter das männliche Geschlecht. Dabei handelt es sich nicht um einen einfachen Ausschluß, sondern eine „Konstituierung von Weiblichkeit durch diesen Ausschluß“³. Ein geschlossenes System also, in dem die realen Frauen nicht mehr, allenfalls als Störfaktor, enthalten sind. Differenz ist nur in Form reizvollen Widerstands erlaubt. Die Sprachlosigkeit setzt sich in feministischer Theorie und Praxis fort, wenn eine neue kollektive Weiblichkeit behauptet wird, die sich bei genauerem Hinsehen oft als einfache Umkehrung der alten Zuschreibungen erweist. Die Stimme der Frau liegt allenfalls in den unterschiedlichen Worten vieler Frauen. Die Brisanz und Bedrohlichkeit solcher Erkenntnis liegt im Entzug scheinbar natürlicher Gemeinsamkeiten.

Was sind nun die Inhalte, mit denen die Frau zum Schweigen und Verschwinden gebracht wurde?

Projektionen

Psychoanalytisch gesehen handelt es sich beim Vorgang der Projektion um eine „Abwehr sehr archaischen Ursprungs, die man besonders bei der Paranoia findet“⁴. Bei sich selbst abgelehnte Bedürfnisse und Gefühle werden dem anderen unterstellt. Dem „Nicht-sein-wollen“ der Projektion steht bei der Idealisierung als psychisches Motiv ein „Nicht-wissen-wollen“ gegenüber. Im Blick auf die Frau ist der erste Schritt ihre Abwertung und dann Negation. Auf dieser Basis bewegen sich Idealisierung und Verachtung der Frau. Sie sind die zwei Seiten der einen Medaille. Sie sollen die Bewegungen der Frau kontrollieren, damit das Spiegelbild nicht schrumpft. Die beste Projektionsfläche ist ein stummer, antwortloser Spiegel. Eine Frau, „die identisch mit sich schweigt“⁵. Die Kontrolle der Frau steht dabei im Kontext eines größeren Ganzen, der Kontrolle der Natur. Denn die Frau ist in der patriarchalen Gesellschaft symbolisch assoziiert mit der Natur. Sie *ist* nicht Natur, nicht körperlicher, animalischer als der Mann.

Sie wird zum *Symbol* des Nicht-Kontrollierbaren, der Irrationalität, der Vergänglichkeit, der Ohnmacht sowie des Tods und damit des Schweigens an sich – Die Frau figuriert als Hure oder Heilige, als Muse und Versprechen möglicher Transzendenz etc. Zuschreibungen aus männlicher Perspektive, deren Inhalt und Kritik mittlerweile geläufig ist.

Die Bedrohung liegt also in der Veränderung, in einer anderen Artikulation. Daher gilt es, sich im Detail abzusichern, damit auch nicht ein Teil des Ganzen sich seiner Bestimmung entzieht. Die cartesianische Konstruktion des Körpers als Maschine versinnbildlicht dies Bestreben. Die Usurpation der – weiblichen – Natur folgt einem sezie-

renden Blick. Das Gegenüber, die Natur wird fragmentiert, analysiert und bewertet. Am Ende ist alles in ein moralisches Koordinatensystem⁶ eingefügt, wobei das Faktum der Bewertung unter den Tisch fällt. Die Normierung wird geleugnet: Die hergestellten Charakteristika von Frauen verkauft man als geschlechtsspezifisch. Ein schlüssiger Zirkel, der erst die Natur definitorisch erfaßt, um dann den Definitionen biologische Faktizität zuzuerkennen.

In unserem Jahrhundert hat die Geburt der Psychotherapie einen wesentlichen Beitrag zu dieser Normierung des Geschlechtlichen geleistet und eine zusätzliche Strategie stellvertretender Rede ins Spiel gebracht. Mit Freud wurde bekanntlich erneut der Frau ihre Anatomie als schicksalhaft für ihre Minderwertigkeit erklärt. Zuvor hatte kurze Zeit das Sprechen der Frau Gehör gefunden. Die hysterischen Frauen lehrten Freud das Zuhören, schufen damit die Psychoanalyse als Redekur. Freuds Akzeptanz der Wirklichkeit seiner Patientinnen fand jedoch ein schnelles Ende. Durch den Bruch mit der sog. Verführungstheorie⁷ machte er die geschilderten Traumata der Frauen selbst zur Projektion: Nicht der Mann projiziert das Genommen-werden-wollen der Frau und legitimiert so sexuelle Gewalt, sondern die Frau ist es, die sein Handeln aggressiv umdeutet, um ihn zum Akteur nun *ihrer* projektiven Lusterfüllung zu machen. Sie wird zum scheinbar aktiven Part eines Geschehens, an dem sie scheitert und für das sie bezahlt, weil sie begehrt. Mit der Psychoanalyse werden nun also auch die *Konsequenzen* männlicher Projektionen für die Frau, ihre Zerrissenheit und Ambivalenz, zu einer Sehnsucht nach Identität mit diesen Zuschreibungen. Die erlebte Differenz zur weiblichen Rolle wird so gerade zum Indiz für ihre Gültigkeit. Die Frau muß ihren – körperlichen – Mangel akzeptieren, um lebensfähig zu sein. Tut sie es nicht, spricht sie darüber, gerät sie in die Krise. Freud bewältigt die eigene Double-bind-Situation, in die er gerät, indem er den Worten von Frauen zuhört, strukturell konsistent. Er verkündet, er glaube an seine Hysterika nicht mehr, obwohl er wußte, daß zumindest einige von ihnen wahr sprachen.⁸ Sein Postulat, Frauen müßten die an sie gestellten, von ihm zugleich als krankmachend und uneinlösbar erkannten Ansprüche bewältigen, entledigt ihn des eigenen Dilemmas. Gleichzeitig macht er den Analytiker zum Regisseur dieses Konflikts, der nun erneut nur noch ein Konflikt der Frau ist. An die Stelle des Gesprächs tritt das dialogische Selbstgespräch. Reale Unvereinbarkeiten werden negiert. Ambivalenzen und Widersprüche werden der Funktionsweise des Unbewußten zuerkannt, dessen Rezeption wiederum geschlechtsspezifisch vereindeutigend erfolgt. Die Frau bleibt „dunkler Kontinent“. Der Analytiker wird zum sinngebenden (!) Spiegel, in dessen Focus sich die Frau erkennen soll. Es heißt, sie projiziere sich selbst, doch wird sie durch das Licht, das sie beleuchtet, unverändert parzelliert.

Die Frau bleibt Projektionsfläche, auch in der Weiterentwicklung von Psychotherapien.⁹ Versprochen wird ein neuer *Ausweg* für die Frau, die an ihren Lebensbedingungen scheitert. Ergebnis ist vielfach lediglich eine neue Heimat Therapie¹⁰: Hier spricht die Frau – vorrangig jedoch von und zu sich selbst.

Auswirkungen

Identifikationen

Frauen haben historisch gesehen die ihnen zugeteilte Spiegelfunktion übernommen, sich mit den Inhalten patriarchal definierter Weiblichkeit identifiziert. Sie haben antizipiert, daß die double-bind-Situation nicht auflösbar ist, „ohne daß es zur Katastrophe kommt“.¹¹ Aus dem Schweigen, dem leisen Widerstand und der Verweigerung auszubrechen produziert Angst vor den Konsequenzen. Unsicherheit und Lähmung lassen die eigene Sprachlosigkeit schmerzhaft sichtbar werden. Wie haben feministische Analysen diese Bedrohung der Identität aufgenommen? Auch sie sind oft den Weg von Idealisierung und Verachtung gegangen und haben damit die Struktur, die sie negieren wollen, im Blick auf die Frau wiederholt. Zunächst zu den Idealisierungen.

Beruhigend und systemimmanent wirkt das Verrücktwerden von Frauen. Die feministische Theorie kennt hier vielfältige Idealisierungen: der Hexe, der Hysterikerin und Magersüchtigen – Frauen werden zu Widerständlerinnen, indem sie leiden. Individuell ist diese Sichtweise kaum haltbar, den betroffenen Frauen gegenüber potentiell zynisch. Auf der strukturellen Ebene zeigen jedoch Krisenbewältigungsmuster wie das der Hysterie oder der Anorexia Nervosa Anpassungszwänge und Systembrüche auf. Die Hysterikerinnen gelten hierfür wohl noch immer als das faszinierendste Beispiel. Vielleicht gerade deshalb, weil die hysterische Frau perfekt ist im Verkörpern von Projektionen. Sie *spielt* die Frau und negiert sie damit. Ihre als wechselnde Inszenierungen angekreideten Ausdrucksformen machen jede Form der Kontrolle zunichte. Und zugleich gibt es keinen Reiz des Widerstands mehr für den Mann, sondern nur noch die Flüchtigkeit der Projektionen.¹² Schlimm genug, daß dies so eloquent auf der Ebene der Körperlichkeit geschieht.

Aber hebt die Hysterikerin das Schweigen der Frauen auf, setzt die Anorektikerin aktuelle Körperzeichen¹³, hilft die feministische Rede über die Sprachlosigkeit der Frauen in der Geschichte, um Frauen eine eigene Stimme zu geben? Sie ändert dann nichts am Schweigen der Frauen, wenn die Frau für die Frau selbst zur Projektionsfläche weiblicher Selbstentwürfe wird.

In diesem Zusammenhang wohl die gängigste Variante ist es, die Frau als besseren Menschen zu denken. Besser von Natur aus, was meint, daß der Körper auch hier in Analogie zum patriarchalen Diskurs den Schlüssel zu weiblicher Subjektivität bereithält. Der Körper, gedacht als geschundenes Objekt, Opfer patriarchalen Zugriffs, wird zum Garanten eines listenreichen wie subversiven Kampfes. Er fungiert in diesem Blick als nicht infiziertes Opfer und versammelt so die unberührten und ausschließlich guten Seiten der Frau: ihre Wurzeln. Im Selbstbild verwandeln sich sodann Passivität und Ohnmacht in Friedfertigkeit etc. In der Differenz von Kopf und Bauch siegt das Gefühl, als per definitionem unverfälschter Stichwortgeber. Die Potenz des Körpers soll autonomen Selbstbezug absichern. Die Spuren patriarchaler Gewalt am weiblichen Körper werden als individuell auffindbar und löschar betrachtet. Der Gesamttenor lautet: Die natürlichen Quellen der Frau sind unzerstörbar. Hier liege ihre Macht, sichtbar z. B. auch in ihrer größeren sexuellen Potenz.

In diesen feministischen Entwürfen sind die Frauen erneut natürlicher und animalischer als der Mann.¹⁴ Es überrascht wenig, daß von derartigen Fiktionen gerade die Texte körperorientierter feministischer Therapieansätze geprägt sind. Indem die Körpertherapien mehrheitlich eine Wahrheit des Körpers postulieren, wird ihr Instrumentarium ein verführerischer Partner für die Suche nach einer definierbaren Gemeinsamkeit, die vereint. Zugleich lösen sie scheinbar den *moralischen* Anspruch einer antihierarchischen Grundhaltung in feministischer Therapie *faktisch* ein, da der Körper, so ihre Fiktion, nicht lügt. Die entscheidende Macht liegt also beim Körper und nicht bei der Therapeutin. Hierarchie wird damit idealisierend ausgegrenzt.¹⁵ Für weibliches Sprechen, Frauentherapie reicht analog dann bisweilen schon, daß die Autorschaft biologisch weiblich ist.¹⁶ Wenn dies genügen würde, hätte es aber nie ein Schweigen der Frauen in der Geschichte gegeben. Denn geredet haben Frauen immer.

In ähnlicher Weise negiert der Mythos von einem androgynen Menschen, daß die geltende Geschlechterdifferenz eine monosexuelle ist, daß also eine positive Neubewertung von Zuschreibungen an die Frau nichts nützt. Die androgynen Debatte kann vielmehr verstanden werden als ein Reflex auf den patriarchalen Mythos von der Komplementarität von Frau und Mann. Die Liste struktureller Verkürzungen durch Idealisierung ließe sich noch weiter fortsetzen.

Als Kehrseite der Idealisierung trifft Verachtung alles, was den oben angedeuteten Identitätsentwürfen zuwider läuft: insbesondere Machtinteressen und Konkurrenz unter Frauen sowie jedwede Abgrenzung von derart spiritualisierter Weiblichkeit. Schlechtestenfalls wird alles dies, was nicht gefällt, als männliches Verhalten definiert und abgewertet. Die einfachste der Umkehrungen von weiblicher Normierung.

Sie drückt sich vor der Differenz. Sie verschweigt die Unterschiede unter Frauen, sucht zu vereindeutigen, Verschiedenheiten zu umschiffen.

Die postulierte Potenz der Frau impliziert Restriktionen, ihre moralische Unschuld fordert Tabus.

Sprachformen und Sprachverbote

Die feministische Bewegung hat sich aufgrund der o. a. Weiblichkeitskonstrukte eine Anzahl restriktiver Sprachformen eingehandelt, die, wenn auch ganz anders gedacht, sich als Umformungen männlicher Projektionen von der Frau erweisen. Sie entstehen immer dort, wo im wesentlichen die Inhalte und nicht auch die Strukturen, aus denen sie entstanden sind, beleuchtet werden. Natürlich gibt es viele strukturelle Analysen von Feministinnen. Aber es gibt auch Theoriefeindlichkeit, biologische Überlegenheitsideologien und Solidaritätsverpflichtungen, die Differenzen leugnen.¹⁷ Gemeinsam ist letzteren Herangehensweisen die Abgrenzung nach außen, was meint, von dem, was sich außerhalb des frauenbewegten Zirkels bewegt oder die als gemeinsam definierten Ziele nicht rückhaltlos mitträgt. Als ein Beispiel sei erwähnt, daß es eine lange, im Prinzip bis jetzt anhaltende Diskussion in der feministischen Therapie gibt, ob feministische Therapie *nur* in Projektzusammenhängen entstehen kann, ob also Frauen in Einzelpraxen bzw. Institutionen in diesem Sinne überhaupt tätig werden können bzw. der Bewegung zugehörig sind. Normative Strukturen sollen also auch unter Frauen Inhalte besser kontrollierbar machen.¹⁸

Gemeinsam ausgesprochen wird also, was nicht sein darf. Verschwiegen wird, was sein soll. Die Fülle unausgesprochener Erwartungen von Frauen an Frauen, die normativ wirken, entfaltet sich dynamisch, indem die Veräußerung unsicherer, nicht etablierter Positionen mit Ausschlußängsten i. S. oben beschriebener Ausgrenzungsstrategien verbunden wird. Das Ergebnis ist die Auslotung eines „normativen Durchschnitts“ in der Zusammenarbeit, der „hemmt und bremst“. Zu große Unterschiede oder auch für andere Frauen „zu früh“ geäußerte „innere Widersprüche“ führen zur Trennung – trotz der ggfs. verbal geäußerten Wertschätzung verschiedener Positionen.¹⁹ Offenbar haben Frauen das Verbot einer anderen Artikulation im monosexuellen Geschlechtersetting so internalisiert, das anders zu sein mit Außenseitersein assoziiert bleibt und analog unter Frauen selbst so verfahren wird, einer Art Wiederholungszwang vergleichbar. Das Schweigen entsteht und entfaltet Macht, indem Sprechen mit Verrat assoziiert ist. „Sich selbst verraten, indem ich nicht die eigene, differierende Position benenne, oder die Sache der Frauen verraten und damit ebenso mich selbst“: unverändertes double-bind.

Worte, die zum ersten Mal gesagt werden, führen u. U. also nicht nur in der Phantasie zur Katastrophe und befördern so die Tragödie des Schweigens.²⁰ Verhängnis und Motor dieses „Besser-stumm-bleibens“ ist die Sehnsucht, nicht mehr zerrissen zu sein, die Sehnsucht nach einer Heimat.

Hier liegt sicher auch ein entscheidender Impuls für die Therapeutisierung innerhalb der Frauenbewegung. Es lag nahe, als Reaktion auf das Leiden der Frauen an ihren Lebensbedingungen feministisch orientierte Therapieformen zu entwickeln, die individuelles Scheitern auch in seiner gesellschaftlichen Dimension erkannten. Die feministische Kritik an traditioneller Psychotherapie ließ jedoch einen entscheidenden Punkt der Theorien jeweilig unangetastet: ihr humanistisches Menschenbild. Entsprechend galt anfangs auch das unbestrittene und als realisierbar (!) angenommene Postulat für die Therapeutin, antihierarchisch und parteilich zu agieren.²¹ Dies Vorgehen mag zunächst wenig überraschen angesichts des Ziels feministischer Therapien, Frauen einen Weg aus ihrer Zerrissenheit und Verzweiflung heraus zu zeigen. Erstaunlich ist dies jedoch vor dem Hintergrund, daß das humanistische Menschenbild den integrierten, ganzheitlich fühlenden und denkenden Menschen fordert. Inkonsistent, instabil zu sein, ist dann psychodynamisch gesehen ein Kennzeichen für psychische Krankheit. Wie konnten feministische Therapeutinnen aber weitgehend daran vorbeisehen, daß es insbesondere für die Frau eine Differenzlosigkeit zwischen Individuum und Gesellschaft nicht geben kann, Kongruenz also noch nicht einmal ein sinnvollerweise anzustrebendes Ziel darstellt?²² Vermutlich weil nicht weniger als die Utopie Weiblichkeit damit auf dem Spiel stände.

Das Gebot „konsistent“ zu sein, generiert Sprachverbote. Individuell befördert es Tabus in sich selbst. Widersprüche und Widerstände werden argwöhnisch unter Beobachtung gehalten. Strukturell unterstützt es Sanktionen von individuellen Wandlungsprozessen. Aus Angst muß alles beim Alten bleiben.

Perspektiven

Die double-bind-Situation, die strukturell das Schweigen von Frauen sicherstellt, hat sich also auch in feministische Strukturen transportiert. Die Verpflichtung, weibliche Selbstbestimmung z. B. auf dem Weg der Fremd- bzw. Selbstidealisierung zu finden, ist genährt von Projektionen und damit uneinlösbarer Ansprüchlichkeit. Das Ergebnis einer double-bind-Struktur ist, wie oben schon erwähnt, Verunsicherung, Lähmung und Schweigen: Vor allem aber fördert sie die Angst vor den Konsequenzen eines Herstellens von Differenz/en. Dominieren derartige Beziehungsstrukturen, so kommt es zu einem Verlust von Identität, des ei-

genen Standorts. Schlechtestenfalls beugt man sich dem Vorgang einer Gehirnwäsche. Dieser Zugang zur patriarchalen Sozialisation der Frau wird von Teilen der feministischen Bewegung gefährlich wiederholt bzw. fortgesetzt.

Die Aufforderung, von einer solchen Kritik feministischer Strukturen Abstand zu nehmen, ist innerhalb feministischer Theorie und Praxis entsprechend intensiv, denn eine Menge sog. Selbstverständlichkeiten gehen dann verloren, wie z. B.: die Überzeugung von der Schwesternschaft, Solidarität unter Frauen, der moralischen Unschuld von Frauen in der Geschichte, ihre daraus abzuleitende biologische Überlegenheit. Mit anderen Worten: Es bricht die Gewißheit positiver Gemeinsamkeiten von Frauen auseinander, wenn die Gemeinsamkeit von Frauen einzig in ihrer strukturell gleichen Geschichte als Frau begründet wird und nicht mehr. Dann sind potentiell die Differenzen so groß wie die Gemeinsamkeiten. Damit werden auch Abgrenzungen und Standortbestimmungen diffiziler.

Die Selbstdefinition von Frauen kann aber nicht kollektiv erfolgen. Weder die Forderung nach Konsistenz noch die nach *einer* genuinen Weiblichkeit gingen je ohne Normierung und Verarmung vonstatten. Subjektivität ist als „Ort einander widersprechender und miteinander konkurrierender Subjektpositionen“, also nicht statisch, sondern prozeßhaft zu verstehen.²³ Die Stimme der Frauen liegt in den differierenden Stimmen der einzelnen Frau. Sie spricht, indem sie widerspricht und widersprüchlich ist. „Frauen individualisieren sich in diesem Spannungsfeld“.²⁴ Die Aufforderung, konsistent zu sein, befördert das Schweigen. Es gilt vielmehr, das Nicht-wissen- und Nicht-sein-wollen von Idealisierung und Verachtung aufzugeben, die Struktur des double-bind zu benennen und nicht zuletzt befürchtete Katastrophen zu wagen. Der Wiederholungen sind genug.

Anmerkungen

- 1 Rose Ausländer, Im Aschenregen die Spur deines Namens, Gedichte und Prosa, 1976, Frankfurt/M. 1984, S. 168.
- 2 Ronald D. Laing zur Situation der Doppelbindung: „Der Eine teilt dem Anderen mit, er solle etwas tun, und gleichzeitig teilt er ihm auf einer anderen Ebene mit, er solle es nicht tun oder er solle etwas anderes tun, das sich damit nicht vereinbaren läßt. Die Situation wird für das ‚Opfer‘ durch ein zusätzliches Opfer besiegelt, das ihm untersagt, aus der Situation herauszukommen oder sie dadurch aufzulösen, daß er sich dazu äußert. Das ‚Opfer‘ ist so in einer ‚unhaltbaren‘ Position. Es kann nichts unternehmen, ohne daß es zur Katastrophe kommt“ (Das Selbst und die Anderen, Reinbek 1977, S. 116 f.).
- 3 Genevieve Lloyd, Das Patriarchat der Vernunft, „Männlich“ und „weiblich“ in der westlichen Philosophie, Bielefeld 1985, S. 140 f.

- 4 J. Laplanche & J. B. Pontalis, Das Vokabular der Psychoanalyse, Bd. 1-2, Frankfurt/M. 1980, S. 400.
- 5 Villiers de l'Isle Adam: Die Eva der Zukunft, München 1972; ref. nach Peter Gendolla, Die lebenden Maschinen, Marburg/Lahn 1980, S. 204.
- 6 Elisabeth Lenk, Die unbewußte Gesellschaft, München 1983, S. 181.
- 7 Freud hatte zunächst die Hysterie auf sexuelle Mißbrauchserfahrungen in der frühen Kindheit der Patientinnen zurückgeführt. Später wertete er die Aussagen dann als Ausdruck wunscherfüllender Phantasien im Zuge der psychosexuellen Entwicklung.
- 8 Vgl. z. B. im Fall Dora, Freud, Studienausgabe VI, Frankfurt/M. 1982.
- 9 Vgl. Birgit Hoppe, Körper und Geschlecht, Körperbilder in der Psychotherapie, Berlin 1991.
- 10 Vgl. Neue Heimat Therapie, beiträge zur feministischen theorie und praxis, 17, Köln 1986.
- 11 Laing, ebda.
- 12 Vgl. Hoppe 1991 sowie dies.: Das andere Gesicht. Grenzen und Potentiale der Hysterie, Pfaffenweiler 1986.
- 13 Strukturell hat die Intensivierung des sexuellen Diskurses durch die Psychoanalyse zu einer Entmystifizierung des Körpers beigetragen, allerdings damit auch zu seiner völligen Kontrollierbarkeit. Die sog. neuen Körpertherapien mit ihrem Versprechen von Authentizität und dem Wiedererlangen ursprünglicher Bedürfnisse und Gefühle haben den Körper zu einem Marktplatz gemacht, auf dem nichts ungedeutet bleibt. Der Körper der Magersüchtigen, der ausgehungert wird, kann i. d. S. als Bruch mit herrschenden Weiblichkeitsentwürfen gedeutet werden.
- 14 Vgl. z. B. die Diskussion in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 12, Natur-Technik-Magic-Alltag, Köln 1984.
- 15 Vgl. zu der Funktion des Körpers in Strömungen feministischer Psychotherapie: Birgit Hoppe, Der Blick auf den weiblichen Körper, in: Diana Voigt & Hilde Jawad-Estrak (Hg.), Von Frau zu Frau, Feministische Ansätze in Theorie und Praxis psychotherapeutischer Schulen, Wien 1991.
- 16 Vgl. z. B. Beiträge im Reader *Frauen und Therapie*, hrsg. von Renate Frühmann, Paderborn 1985.
- 17 Vgl. z. B. die Kritik von Chris Weedon, Wissen und Erfahrung. Feministische Praxis und poststrukturalistische Theorie, Zürich 1990.
- 18 Vgl. dazu insbesondere die Protokolle der Plena des 11. Frauentherapiekongresses, Dokumentation, Löwenstein 1988.
- 19 Margot Scherl, Grenzen grenzenloser Gemeinsamkeit, Teamentwicklung in einem feministischen Projekt, in: D. Voigt & H. Jawad-Estrak (Hg.), S. 54/52.
- 20 Vgl. Thierry Maulnier, Nachschrift für eine Inszenierung, in: Jean Racine, Phädra, Schaubühne am Lehniner Platz, Berlin 1987.
- 21 Für eine Kritik dieser ersten Postulate vgl. auch Christina Thürmer-Rohr, Der Chor der Opfer ist verstummt, in: beiträge zur feministischen theorie und praxis 11, Frauenforschung oder feministische Forschung?, Köln 1984.
- 22 Natürlich sind stark differierende Anteile der eigenen Persönlichkeit Belastungen für das psychische Wohlbefinden und können zu qualvoller Desintegration führen. Dies sei hier nicht infrage gestellt.
- 23 Vgl. Weedon, S. 191.
- 24 Regine Becker-Schmidt, Identitätslogik und Gewalt, Zum Verhältnis von Kritischer Theorie und Feminismus, in: Joachim Müller-Warden & Harald Welzer (Hg.), Fragmente Kritischer Theorie, Tübingen 1991, S. 76.

Kassandra in Sizilien

Vor einem Jahr ging eine kleine Geschichte durch die englischen Zeitungen. Eine Familie aus Hull machte Ferien in einem Seebad. Der Ehemann und Vater baute bald einen tiefen Tunnel in die Düne. Als der Gang so weit fortgeschritten war, daß der ganze Mann darin verschwand, begann seine Frau, ihn vor einem Unglück zu warnen. Der Mann hörte natürlich nicht, sondern wühlte nun erst recht weiter. Das gebot ihm seine Ehre. Wie zu erwarten war, brach an einem bestimmten Punkt der Bau zusammen und der Mann erstickte.

Die Kommunikationssituation, die hier entstanden war, möchte ich das Kassandrasyndrom nennen. Es ist sicher nicht nur auf England beschränkt. Im Gegenteil. In unserer westlichen Welt ist es ubiquitär, und es hat eine klassische Geschichte.

Kassandra selbst hat es, wie wir wissen, bis Sizilien nie geschafft. Sie ist schon in Mykene erschlagen worden, ironischerweise als Schaustück der gleichen Männerherrschaft, deren berühmtes Beutestück sie war.

Das aber hat Klytemnestra nicht erkennen können, war sie doch selbst geblendet vom Haß auf einen Machtapparat, dem erst die Tochter Iphigenie zum Opfer gefallen war, der ihr selbst zehn Jahre lang den ungewissen Platz einer königlichen Ehefrau ohne Mann zugewiesen hatte und ihr nun, zusammen mit der drohenden Rückkehr patriarchaler Gewalt in Form des fremd gewordenen Ehemanns Agamemnon, auch noch eine Barbarin als dessen Konkubine ins Haus führen sollte.

In Mykene wird Kassandra endgültig zum Schweigen gebracht, aber nicht wegen ihrer Rede, die hier bei den Achaïern nicht nur nicht geglaubt, sondern – vom Sinn her – überhaupt nicht mehr verstanden wird. Das Nicht-Verstanden-Werden, die völlige Abwesenheit jeder Resonanz ist nur der Endpunkt der Verstummung, der sie schon immer unterworfen war. Was jetzt zusätzlich abgetötet wird, ist die Sprache ihres Körpers, der dieselbe Botschaft signalisiert wie ihre Rede: Verstümmelung und Verstummung durch männliche Gewalt. Im Mykenischen Kontext ist der Körper der Kassandra als ihr eigener verschwunden. Er ist einzig zum Zeichen für die phallische Macht des Agamemnon verkommen.

Und dennoch gibt es eine Kassandra in Sizilien. Es ist allgemein bekannt, daß, wer den Schaden hat, für den Spott nicht zu sorgen braucht und Frauen schon mal gar nicht. Ein sizilianischer Spaßvogel aus dem vierten Jahrhundert vor Christi hat sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, die, wenn man so will, enteignete Stimme der Kassandra

dra durch eine männliche Sprechblase zu ersetzen. Mit männlichem Pinsel sozusagen, denn unser Spaßvogel war der Vasenmaler Asstéas. Eine in Buccino gefundener Tonscherbe bezieht sich parodistisch auf die bekannte Szene, in welcher der lokrische Ajax die trojanische Königstochter und Priesterin der Athene nach der Eroberung Trojas im Heiligtum der Göttin vergewaltigt. Um dies zu bewerkstelligen mußte Ajax Cassandra erst von der Statue der Athene losreißen, an die diese sich schuttsuchend geklammert hatte. Bei Asstéas sucht Ajax Schutz bei der Göttin und Cassandra versucht, ihn dort fortzureißen. Die Parodie zeigt uns ein Kernstück männlicher Phantasien, daß nämlich die Frau nichts lieber wolle, als tatsächlich vergewaltigt zu werden. Das heißt, unser sizilianischer Künstler ergänzt Sex-Szenario Nummer eins: das ist die Überwältigung der Frau sans phrase, durch das sehr viel schmeichelhaftere Szenario Nummer zwei: In ihm erklärt die Frau die Überwältigung durch den Mann zu ihrem tiefsten und ureigensten Begehren. Diese fatale Strategie ist nicht nur aus dem Werk de Sades bekannt. Das Stumm-Machen der Cassandra, das ja sensiblen Hermeneutikern sich immer noch als Stigma der erlittenen Gewalt zu erkennen geben könnte, wird übersetzt in den humorigen Diskurs des Machos.

Szenario eins und zwei sind die Urszenen der Enteignung weiblicher Rede, und die Figur der Cassandra das archetypische Bild, in dem das Stumm-Machen der Frau eingebettet ist in die Verstümmelung ihres Körpers. Aber Cassandra steht nicht allein. Ihre Erscheinung spiegelt sich in den Gestalten der Philomela, Echo und Xanthippe, die, auf verschiedenen Ebenen der Kommunikation, ebenfalls die Zerstörung weiblichen Sprechens durch die symbolische und körperliche Gewalt von Männern beschreiben. Ihre Bilder sind deshalb so wichtig, weil sie uns als Teil unserer kulturellen Tradition unbefragt und sakrosankt übergeben werden. Es sind soziale Wahrnehmungsmuster, mit denen wir unsere Zuordnungen von Macht und Geschlecht und Körper und Stimme organisieren.

Erst wenn wir diese Ordnungsfelder dekonstruieren, ihre Logik der Gewalt auseinandernehmen, haben wir die Möglichkeit, die toten Stimmen wieder zum Sprechen zu bringen. Auch Kulturgeschichte wird von den Siegern geschrieben. Der Ursprung unserer kulturellen Tradition liegt nicht nur bei bellikosen und räuberischen Sozietäten, sondern ebenso extremen mysogynen.

Ein deutsches Sprichwort sagt: „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold“. Es ist die Quintessenz des Logozentrismus. Denn wer schweigt, dem verschmutzt die Signifikantenmasse nicht mehr die Reinheit des Authentischen. Es ist aber auch die Quintessenz des Phallozentrismus. Denn wer bewußt schweigt, der hat schon immer die Macht zu sprechen und gleichzeitig den Zugang zum Sprechen durch Schweigeethiken zu kontrollieren. Schweigezelebrationen sind Machtstrategien.

Ob Bachtin Sprechen als schon immer „in einem fremden Mund, in fremden Kontexten, im Dienst fremder Intentionen“¹ beschreibt, und empfiehlt „von dort muß man es nehmen und zum eigenen machen“² oder ob Lyotard sagt: „parler est combattre ... et ... les actes de langage relèvent d'une agonistique générale“³, das alles heißt nur, daß Frauen sich das Sprechen zurückerobern müssen, das man ihnen seit der Antike systematisch aus den Körpern ausgetrieben hat.

Philomela

Die Figur der Philomela gibt hierfür ein blutiges, aber dafür umso anschaulicheres Beispiel. Lassen Sie mich kurz rekapitulieren. Tereus, König von Thrakien, verheiratet mit der athenischen Königstochter Prokne, verliebt sich in deren Schwester Philomela und als erstes in deren schöne Stimme. Statt sie als Besuch so schnell wie möglich seiner Frau zuzuführen, verbirgt er sie unterwegs in einer Hütte und vergewaltigt sie. Damit sie von diesen Vorfällen nichts erzählen kann, schneidet er ihr kurzentschlossen die Zunge heraus. Philomela webt eine Botschaft in ein Kleid für ihre Schwester. Prokne befreit die Stumme, aus Rache schlachtet sie den gemeinsamen Sohn Itys, der aussieht wie Tereus, und gibt ihn diesem zu essen.

In einem Aufsatz von 1924 beschreibt J. Flügel den engen Zusammenhang zwischen Zunge und Phallus, Sprechen und sexueller Potenz. „The unconscious equations, speech = sexual power, dumbness = castration or impotence, are clearly shown in the cutting out of tongues. Excision of the tongue would appear to have been practiced occasionally as a form of punishment at the same time as there were practised other punishments easily recognizable as castration displacements, such as blinding and the cutting off of hands (as well as castration itself)“.⁴ Diesen Gewaltzusammenhang, in dem Stumm-Machen zu Entmündigung im direkten Sinn des Wortes wird und damit zu Kastration und Impotenz der Frau führt, inszeniert die Geschichte der Philomela. Flügel weist auf eine starke Tradition erzwungener Schweigsamkeit hin, die für Frauen gilt. „Die größte Tugend einer Frau ist ihre Schweigsamkeit“, sagt ein sizilianisches Sprichwort. „Nichts ist so unnatürlich wie eine Frau, die gern spricht“, lautet ein schottisches. „Erst Schweigen macht Frauen wirklich anmutig“ schreibt Sophokles im *Ajax*, und der Deutschen Weisheit weiß zu berichten: „Frauen, die pfeifen und Hühnern, die kräh'n, den' soll man beizeiten die Hälse umdrehen“. Die aktuellen Untersuchungen von Sprachpragmatikern und feministischer Linguistik können die universelle Geltung des Flügelschen Befundes nur bestätigen. Daß Philomela in den Akten der Mutilierung tatsächlich kastriert wird – und mir kommt es hier auf die beispielhafte Demonstration des Zusammenhangs zwischen Verstummung und Kastration

an – unterstreicht Flügel durch seinen Hinweis auf die Bestrafung des Tereus, an dem die Kastration wiederholt wird. Umgebracht wird sein Sohn, Symbol für die phallische Macht des Vaters – auf die Ähnlichkeit zwischen beiden wird extra hingewiesen –, und dieser Sohn wird zerstückelt. Zerstückelungsphantasien sind aber ebenfalls Kastrationsphantasien. Flügel kommt zu dem Schluß, daß „the whole story seems thus to constitute ... a series of variations on the general theme of castration ...“⁴⁵ Er erinnert an Titus Andronicus, worin ebenfalls der vergewaltigten Lavinia die Zunge herausgerissen und dazu die Hände abgehackt werden, und der Gotenkönigin Tamora die zerstückelten Leiber ihrer Söhne zum Mahl vorgesetzt werden. Diese Befunde werfen auch ein deutliches Licht auf bestimmte Techniken der *damnatio memoriae*.⁶ Die Beschädigungen der Statuen ehemaliger Herrscher sind Kastrationsrituale, durch die die betroffenen Personen in der öffentlichen Erinnerung nicht so sehr ausgelöscht werden sollen, als vielmehr depotenziert.

Ovid, der uns die Geschichte von Philomela im 6. Buch der *Metamorphosen* überliefert, bringt aber noch ein weiteres symptomatisches Detail. Tereus habe Philomela, *nachdem* er ihr die Zunge herausgeschnitten habe, mit besonderer Lust noch mehrere Male vergewaltigt. Es ist diese blutige Potenzierung der eigenen Macht über den hilflosen Körper des anderen, hier, und fast meistens, der Körper der Frau, der die sexuelle Lust des Tereus steigert. Die *Metamorphosen* sind voll von Vergewaltigungen, vor allem an Jungfrauen, Priesterinnen, Fliehenden. Der Aufwand an Gewalt wird durch die Hindernisse noch gesteigert, dadurch aber das unerhörte Selbstgefühl, das die Basis sexueller Lust derer ist, die über andere Körper Macht haben.

Wenn Flügel sagt, „a violent sexual assault on a woman may easily be associated unconsciously with the idea of her castration (in the last resort the castration of the mother)“⁷, dann läßt sich folgern: Die unaufhörliche Präsenz der Vergewaltigungsdrohung für Frauen in patriarchalen Gesellschaften und die Sprechkontrollen, denen sie ebenso permanent unterzogen werden, bewegen sich beide in einem Register weiblicher Kastrierung als Zerstörung einer autonomen Individualität und Sexualität. Sprache und Sexualität, Zunge und Geschlecht, sind die Schnittstellen zwischen Psyche und Soma. Sie sind deshalb die bevorzugten Schauplätze im Drama des Geschlechterkampfs. In ihm ist die Geschichte Philomelas die Entfaltung der Urszene einer Begegnung: das Aufeinandertreffen von weiblicher und männlicher Potenz im Patriarchat. Ihr Ausgang ist noch immer das Minidrama, um dessen gestopften Mund und geschundenen Körper harte Pornographie und snuff movies ihre Erzählungen konstruieren.

Im Fall Philomelas werden die materiellen Bedingungen ihrer Rede, die Sprechwerkzeuge, verstümmelt. Verglichen mit anderen Praktiken der Verstummung von Frauen ist das noch relativ primitiv. Denn

Philomela braucht ja nur ein anderes Signifikantenmaterial, um den an ihr begangenen Skandal zu bedeuten. Proknes Schwester unterläuft den Logozentriker Tereus mit einem Aufschreibesystem, das selbst weiblich markiert ist: Es ist ihr Gewebe, der Text in seinem ursprünglichen Sinn, mit dem z. B. auch Penelope männliche Gewalt unterläuft. In einem Kontext, in dem das gesprochene Wort durch die Macht okkupiert ist, erscheint die Subversion durch den Text, die Schrift.

Tereus fällt seiner eigenen Ideologie zum Opfer. Er vergißt, daß die Frau, die er auf eine Sache, ein Zeichen, das Zeichen *seiner* Sexualität reduziert zu haben glaubt, selbst Schöpferin von Zeichen, Autorin ist. Tereus' Bild der Wirklichkeit ist unangemessen, weil eine interessierte Herrschaftsperspektive es verzerrt. Falsch sind seine Sicht der Frau und die Einschätzung des Verhältnisses von Sprache und Referenz. Denn in der Sicht des Logozentrismus, d. h. der Verbürgung von Wahrheit und Authentizität des Gesprochenen durch die Präsenz des Sprechers, spiegelt sich noch immer der Schatten physischer Bemächtigung. Sie liegt in einer Anwesenheit, in der in monologischen Redeakten Raum ergriffen, durchdrungen und einverleibt, kurzum usurpiert wird.

Echo

In der Geschichte der Nymphe Echo begegnen wir einer weiteren Version weiblicher Mutilation durch männliche Macht. Ich habe hier nicht die Zeit für eine ausführliche Analyse. Nur ein paar Stichworte. Ebenfalls in den *Metamorphosen* haben wir den Bericht über die Zerstörung der Stimme von Echo durch die eifersüchtige Hera, Beschützerin der patriarchalen Ehe. Echo kann von nun an nur noch imitieren, was andere vor ihr sagen. Sie begehrt den nur in sich selbst verliebten Narziss, und als dieser Egozentriker par excellence sie zurückweist, verkümmert ihr Körper zu Stein. Longos erzählt uns in *Daphnis und Chloe* eine radikalisierte Variante dieses weiblichen Schwindens durch männliche Macht. Pan zürnt der Nymphe, „weil er sie um ihren Gesang beneidet und ihre Schönheit nicht genießen darf“⁸, wie Longos sagt. Im Klartext heißt das, er soll sie als Subjekt respektieren, denn sie will nicht mit ihm schlafen, sich nicht zu seinem Objekt machen lassen. Aber als Subjekt muß er sie sofort beneiden, denn als Subjekt ist sie seine Konkurrenz, Bedrohung seines Ideal-Ichs. Er läßt sie kurzentschlossen von wahnsinnig gemachten Hirten in Stücke reißen. Ihre Leichenteile tönen seitdem als Echos. Pan vollendet und übertrumpft das im Namen männlicher Suprematie von Hera und Narcissus begonnene Werk weiblicher Annihilation.

Xanthippe

Auch Xanthippes Sprechen wird uns von der Tradition nur als gestörtes Sprechen überliefert. Ihr Körper fehlt schon von vornherein. Für die Körper von Ehefrauen und Müttern gibt es keine Bildtradition. Der zur Schau gestellte weibliche Körper ist immer nur der im Einflußfeld des Phallus sexualisierte Körper. Es ist der Körper, der noch Widerstand bedeutet, sein Geheimnis noch nicht preisgegeben hat, das männliche Ich im Akt der Entdeckung und Inbesitznahme narzißtisch erhöht.

Xanthippes Körper ist bereits das Schlachtfeld männlicher Einschreibungen und unter dieser Griffelschrift verschwunden. Nur ihre Stimme klingt zu uns herüber, wenn auch schrill. In ihrem Buch *Thinking about Woman* hat Mary Ellman einen rhetorischen Trick männlicher Kritik an Texten von Frauen beschrieben: Was immer diesen Männern an den Texten nicht gefiel – sie nannten es „schrill“, vor allem, wenn sie dahinter weibliches Aufbegehren vermuteten.⁹ Gerade weil sich dieser Vorwurf an das Medium der Schrift skurril ausnimmt, erkennt man nun den denunziatorischen Gestus, wenn das gesprochene Wort gemeint ist. Hier wird die rein akustische Differenz des weiblichen Stimmapparats der Expressionsebene der Äußerung zugeschlagen, und mit dieser Überbetonung der Ausdrucksebene wird das Ausgedrückte selbst zum Verstummen gebracht.

Xanthippe und Sokrates sind das im männlichen Blick argumentierende Paar schlechthin. Er, der große Sophist und Maieutiker, sie, die rechthaberische, streitsüchtige Zänkerin. Die negative Wertung weiblicher Argumentation ist eines der effektivsten Mittel, um das Sprechen von Frauen zu unterbinden. Getroffen werden soll darin das Phänomen des Widerspruchs. Wo immer wir Machthierarchien antreffen, Subordination, Gehorsamsgebote, da treffen wir auf den Ausschluß des Widerspruchs von unten. Im Widerspruch setzt sich ein Wille als gleichberechtigt und frei. Kinder, Schüler, Dienstboten, Soldaten, Gefangene, Sklaven, niedere Ordensmitglieder, kleine Beamte und Angestellte und Frauen: Sie sollen nicht argumentieren, denn sie sollen nicht widersprechen.

Xanthippe ist eine Frau, die ihrem Mann, einem der größten Vielerdner unserer abendländischen Kultur, widersprochen hat. Das Mittel, mit dem man ihre Stimme im kollektiven Gedächtnis zum Verstummen bringt, ist subtiler als die Brachialgewalt der Figuren im Mythos. Es ist den verfeinerten Sitten einer um Sprache zentrierten Kultur und ihren Sachwaltern, den Philosophen, Philologen, Psychologen, Linguisten und Hermeneutikern angemessener. Der Schwerpunkt von Xanthippes Rede wird verschoben vom Schauplatz der Kritik und der Rationalität (der nur den Männern vorbehalten ist) auf die Bühne psychischer Pathologie – dem traditionellen Tummelplatz weiblicher Figuren. Die Kritikerin wird zur Querulantin, die auf ihrem Wort Bestehende zur

Hysterikerin. Die Strategie der Verschiebung oder Reduzierung des Gesprochenen auf die Ebene des Sprechens, die pathologisierende Rückstauung einer referentiellen Äußerung in die ausschließliche Dimension des Expressiven, ist bis heute die effektivste Kastration weiblichen Sprechens geblieben.

Kassandra

Was von Xanthippe gesagt werden kann, gilt für Kassandra a fortiori. Denn hier behauptet eine weibliche Figur ihren sprachlichen Raum nicht im Privaten, sondern in der Öffentlichkeit. Apollo hatte der trojanischen Königstochter die Gabe der Weissagung verliehen unter der Bedingung, daß sie mit ihm schlafe. Einer älteren Version des Mythos zufolge besaßen sowohl Kassandra als auch ihr Zwillingbruder Helenos diese Fähigkeit. Die Apollo-Fassung läßt erkennen, daß das, was Helenos als Mann zufällt, Kassandra sich verdienen soll. Frauen, die in ihrem Beruf vorankommen wollen, kennen dieses Phänomen. Die Trojanerin weigert sich, den Preis zu bezahlen. Apollo bestraft sie. Und zwar nicht, indem er ihr die Gabe der Zukunftsvision, wie im Falle des Glaukos, einfach wieder nähme. Er beraubt sie – weit schlimmer – der Kraft, andere zu überzeugen. Schlimmer: Denn nun bleibt Kassandra als Opfer zurück, für immer gespalten zwischen subjektiver und objektiver Realität. Das aber ist das klassische Bild von Hysterie und Wahnsinn. Apollo steht hier für die männliche Usurpation des öffentlichen Raums, den die Frau durch ihre Abspaltung als Privates negativ bezeichnet. Öffentlichkeit entsteht dadurch, daß Frauen aus ihr abgezogen werden. Frauen sind nicht im Privaten, sie sind das Private. Eine Rückkehr von dort ins Öffentliche wäre nicht nur eine Verwischung dieser Grenzen, sondern ebenso eine Unkenntlichmachung der Trennung zwischen Realität und Zeichen. Die Frau würde sich wieder verlebbendigen. Es wäre eine Rückkehr aus der Repräsentanz des Privaten in die Präsenz des Öffentlichen.

Die Verrückung dieser Grenzen schlägt als Verdikt der Verrücktheit auf die Frau zurück. Kassandras Sprechen, das sich mit den Dingen des Staates, des Kriegs, kurz, der Sache der Männer in ungewohnter Weise befaßt, erscheint sinnlos. Xanthippe hatte versucht, Momente der öffentlichen, d. h. der den Männern als Gleichberechtigten vorbehaltenen, Rede ins Private hereinzuholen: Logik, Argument, Dialog. Kassandra tränkt den öffentlichen Code des Heroischen, Kriegstreiberischen und Ruhmsüchtigen mit Privatem: Friedfertigkeit, Angst vor Gewalt und Tod, Anti-Heldentum. Denn, so schreibt Helene Foley in *Sex and State in Ancient Greece*: „... left to himself the male will destroy his domestic life in the name of military glory“.¹⁰

Kassandras Position des Dazwischen, die Heteroglossia ihrer ambigen Zuordnung macht sie empfindsam für Transgressionen. In Troja sind das die Einbrüche des Außen ins Innere, des mit Brutalität Schwangeren in den Binnenraum von Frauen und Kindern. Die Seherin warnt präzise vor der Rückkehr des einst ausgesetzten Paris nach Troja, vor der Ankunft der Helena aus Sparta und vor dem Einholen des Hölzernen Pferds in die heimischen Mauern. Später wird sie allein in Mykene wissen, daß ihr Übergang von außen nach innen, ihr Eintritt in die Burg des Agamemnon, ihren Tod bedeutet.

Kassandras Vergehen, als *weiblicher* Seher, ist die Zersetzung des männlichen Diskurses der Macht durch die Stimme der Frau und ihrer lebensbewahrenden Kritik am mortifizierenden Monumentaldenken einer Ideologie von Ehre und Ruhm. Denn, sagt Phyllis Chessler, „it is clear that for a woman to be healthy she must adjust to and accept the behavioral norms for her sex, even though these kinds of behavior are generally regarded less socially desirable ... The ethic of mental health is masculine in our culture“.¹¹

Mit dem Verdikt des Wahnsinns wird Cassandra der wichtigsten Komponente ihres Sprechens als kommunikativem Akt beraubt: der performativen Kraft. Im deutschen Wort Ent-Mündigung kommt dieser Doppelaspekt von Sprachraub und Psychoterror sehr schön zum Ausdruck. Bei Xanthippe wurde nur versucht, den Schwerpunkt der Rede auf den Ausdruck zu verlegen, um den Inhalt zu verschleiern. Gerade seine beabsichtigte Verhüllung legt Zeugnis ab von seiner ungebrochenen Validität. Im Fall der Cassandra wird der Inhalt selbst zur Offenbarung des Ausdrucks von Wahnsinn. Damit besteht innerhalb des Redekakts kein differentielles Moment mehr, aus dem heraus der Verlust der kommunikativen Geltungskriterien als Verzerrung durch Gewalt von außen kenntlich gemacht werden könnte.

Kontrolle und Beherrschung ihres Körpers flankieren die sprachliche Enthumanisierung der Prophetin. Die Stationen ihrer Schrumpfung werden nicht nur diachron durch die drei großen A's – Apollo, Ajax, Agamemnon – auf eine Zeitachse eingetragen. Der dramatische Monolog *Alexandra* des alexandrinischen Dichters Lykophron aus dem dritten Jahrhundert v. Chr. präsentiert uns ein Arrangement, in dem die Zerstörungen der Cassandra synchron versammelt sind. Sie ist eingesperrt in eine Kaverne, in Dunkelhaft, würde man heute sagen. Ihr Körper ist so gut wie verschwunden, bewegungslos und unsichtbar gemacht. Nur noch ihre Stimme ist zu hören. Sie prophezeit die Vernichtung Trojas, die Leiden der Griechen, die permanenten Kämpfe zwischen Asien und Europa bis zu ihrer Beilegung. Dieser Monolog wird von niemandem mehr vernommen. Einzig Priamos läßt sich heimlich vom Wächter berichten, was die Tochter verkündet, und enthüllt so die Doppelstrategie politischer Macht auf dem Feld der Ideologie. Die derart anschaulich gemachte zweifache Spaltung der Cassandra – zwi-

schen Stimme und Körper sowie Wissen und Wahnsinn – wird durch die kulturelle Überlieferung bis heute reproduziert. Ihre Person tritt auf getrennten Schauplätzen auf, entweder als Stimme im Text oder als Körper im Bild. Aber es sind Stimme und Bild im Feld männlicher Aneignung und Kontrolle. Die Stimme ist gebrochen, der Körper durchsexualisiert für den männlichen Blick und Griff. Cassandra ist damit eingeschrieben in die traditionellen Register weiblicher Repräsentation. *Volle Stimmen*, wie die von Sphinx, Sirenen, Sappho, oder ein sich der männlichen Sexualität widersetzender Anblick wie der von Medusa werden vom kulturellen Diskurs ins Abseits des Unnormalen oder Unmenschlichen verbannt. Daß die Frau in der Welt des Patriarchats niemals volle Stimme ist, ja Stimme eigentlich überhaupt nicht, sondern immer sexualisierter Körper, für den Helena beispielhaft steht, ist sichtbar in folgendem Paradox. In der textuellen Überlieferung dominiert Cassandra vor allem als Stimme. So sehr, daß sich bis heute hauptsächlich Männer mit dieser Signatur schmücken. Journalisten und Feuilletonschreiber geben sich dann diesen Namen, wenn ihre Prognosen unpopulär sind. In der Bildertradition der Antike dagegen wird Cassandra vornehmlich in der proto-pornographischen Szene ihrer Vergewaltigung durch Ajax im Tempel der Athene gezeigt.

Von sämtlichen überlieferten Abbildungen zeigen nur acht die prophezeiende Cassandra, ebenfalls acht die Szene mit dem Hölzernen Pferd, dreiundzwanzig die Konfrontation mit Paris, siebzehn die Entmündigung durch Apollo, vier ihre Tötung durch Klytemnestra, aber *ehnhundertundfünf* ihre Vergewaltigung durch Ajax.¹² Der Luchterhand Verlag ist ein Beispiel dafür, daß sich diese Tradition bis heute fortsetzt. Obwohl im populären Wissen unserer Zeit Cassandra fast ausschließlich als Stimme bekannt ist – alle wissen, was Cassandra-Rufe sind, aber wer kennt schon Ajax? – hat man als Titelbild für Christa Wolfs Buch *Voraussetzungen einer Erzählung: Cassandra* die Vergewaltigungsszene genommen. Von den hundertfünf ist es darüber hinaus eine der nacktesten. Die pornographische Funktion hebt Juliette Davreux hervor: „L'on sait, en effet, que dans l'art ancien du sixième et du cinquième siècles, il est très rare que la femme soit présentée dévêtue ... La nudité de Cassandre est significative: elle indique que la scène qui a lieu dans le temple d'Athéna a tous les caractères d'une scène érotique ...“¹³

Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts allerdings reklamieren auch Frauen Cassandra für sich. Anders als die Männer, die sich vor allem in die Exklusivität einer Verkündungstradition apokrypher Wahrheit einschreiben, heben Frauen die Praktiken weiblicher Subordination hervor, die mit dem Namen verbunden sind. Zwei Komplettierungen werden so erreicht. Die Frauen stellen ihre eigene Situation der Benachteiligung und Unterdrückung in den Bildraum einer bis in die frühe Antike zurückreichenden Geschichte. Gleichzeitig erschaffen sie

diese historische Lichtung überhaupt erst, indem sie die stumm gemachten Mäuler und Leiber wieder zum Sprechen bringen. Sie folgen damit einer geschichtlichen Dynamik, die Walter Benjamin folgendermaßen beschrieben hat: „Es besteht eine geheime Verbindung zwischen den gewesenen Geschlechtern und unserm. Wir sind auf der Erde erwartet worden. Uns ist wie jedem Geschlecht, das vor uns war, eine schwache messianische Kraft mitgegeben, an welche die Vergangenheit Anspruch hat“.¹⁴

1852 schrieb Florence Nightingale, selbst berühmtes Opfer einer mysogynen Weiblichkeitsethik vom „angel in the house“ zur „lady with the lamp“, ein glühendes Manifest gegen die Infantilisierung der Frau im Viktorianischen England. Sie nannte es ahnungsvoll *Cassandra*¹⁵, und zeigte es zur Begutachtung ihren Freunden John Stuart Mill und Benjamin Jowett, damals Regius Professor für Griechisch an der Universität Oxford und ab 1870 Master of Balliol College. Die beiden Männer rieten ihr von einer Veröffentlichung ab. Das Manuskript blieb unpubliziert.

Erst das Aufbegehren der Frauen im 20. Jahrhundert gegen das ihnen jahrtausendlang aufgelegte Schweigen und das neue Wissen, das im Gefolge dieser Revolte den alten androzentrischen Aberglauben verdrängt, erhellt umfassender die dunklen Kontinente weiblicher Vergangenheiten.

Benjamin spricht vom Engel der Geschichte.¹⁶ Angesichts der historischen Katastrophe mit dem Namen Fortschritt, die Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert, möchte er anhalten, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Eine solche Rekonstruktion hat Christa Wolf in ihrem Roman *Kassandra* unternommen. Indem so die Poetin des 20. Jahrhunderts der Prophetin der Bronzezeit Zunge und Stimme wieder einsetzt, ist es gelungen, die zerstückelten Teile ihrer Gestalt und ihres Sprechens wieder zu einem Ganzen zusammenzufügen.

Anmerkungen

- 1 Michail M. Bachtin, *Die Ästhetik des Wortes*, hg. u. eingel. v. Rainer Gröbel, Frankfurt/M. 1979, S. 185.
- 2 Ebd.
- 3 Jean-François Lyotard, *La Condition Postmoderne*, Paris 1979, S. 23.
- 4 J. C. Flügel, A Note on the Phallic Significance of the Tongue and of Speech. *The International Journal of Psychoanalysis* 6/2 1975, S. 209.
- 5 Flügel, S. 215.
- 6 Vgl. Thomas Pekáry, *Das römische Kaiserbildnis in Staat, Kult, und Gesellschaft*, dargestellt anhand der Schriftquellen, Berlin 1985, Kapitel 19: „Damnatio memoriae und spontane Statuenvernichtung“.

- 7 Flügel, S. 221.
- 8 Longos, Daphnis und Chloe, Übers., Anm. und Nachw. v. Otto Schönberger, Stuttgart 1970, 3/23.4.
- 9 Mary Ellman, Thinking About Woman, New York 1968.
- 10 Helene Foley, „Sex and State in Ancient Greece“. *Diacritics* 5, 1975, S. 36.
- 11 Phyllis Chesler, Woman and Madness, New York 1973, S. 68/69.
- 12 Juliette Devreaux, La Légende de la Prophétesse Cassandre d'après les textes et les monuments, Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège Fascicule XCIV, Paris 1942, „Seconde Partie: La Tradition Artistique“, S. 102-223.
- 13 Davreux, S. 140/141.
- 14 Walter Benjamin, Über den Begriff der Geschichte, in: Gesammelte Schriften, Bd. I.2, hg. v. Rolf Thiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt/M. 1982, S. 693/694.
- 15 Florence Nightingale, Cassandra, ursprünglich Teil des zweiten Teils, Practical Deductions, ihres unpublizierten, 1859 privat gedruckten Buches Suggestions for Thought to Searchers after Religious Truth, geschrieben 1852. Cassandra wurde zum erstenmal publiziert als Appendix I in: The Cause, hg. v. Ray Strachey, London 1978, S. 395/418.
- 16 Benjamin, Über den Begriff der Geschichte, S. 697/698.

Die schweigende Mehrheit war weiblich

Daß Frauen als das geknebelte und das redselige Geschlecht zugleich gelten, ist nur solange ein Widerspruch, wie man nicht zwischen der privaten und der öffentlichen Rede unterscheidet. Was Frauen in ecclesia verboten ist, holen sie an der Gartenpforte nach – so jedenfalls will es das Klischee, an dem ja oft, besonders wenn es, wie in unserm Fall, eine Geschichte von mehr als zwei Jahrtausenden hat, was Wahres dran ist. Wieviel Wahres, das ist jüngst noch mal genau untersucht worden.¹ Wer wirklich am Abendbrottisch das meiste babbelt, er oder sie, das mag von Fall zu Fall verschieden sein, es gibt aber Hinweise darauf, daß in Summa der Mann sein Monopol auf die geistlichen und weltlichen Kanzeln in die Privatsphäre hinüberrettet. Studien feministischer Linguistinnen haben gezeigt, daß Männer auch daheim das Wort führen; sie bestimmen die Themen, sie unterbrechen am häufigsten, und sie reden auch am längsten. Das heißt, der Druck auf die Frau, das Maul zu halten, hatte sich immer schon von der Öffentlichkeit ins Haus hinein verlängert. Die Rede vom geschwätzigen Weib wäre demnach eine patriarchalisch-subjektive Übertreibung, die als ideale Norm eine total verstummte Weiblichkeit zugrunde legt. Herrschaft geht es immer darum, das, was die Unterworfenen sagen und wie sie es sagen, zu kontrollieren; je weniger diese überhaupt von sich geben, umso geringfügiger der Kontrollaufwand. Unter diesem Aspekt wäre die stumme die vollkommene Frau.

All das trifft jetzt nicht mehr zu. Neben dem Klischee scheint auch seine Kritik überholt. Das Verbot für Frauen, in der Öffentlichkeit zu reden, ist gefallen und, wenn auch offiziell erst in unserem Jahrhundert, ersetzt worden sukzessive durch das Recht für Frauen, ihre Stimme an der Wahlurne abzugeben, durch die Möglichkeit, sie in den elektrischen Medien zu erheben – ich meine das ganz wörtlich: eine Frau als Nachrichtensprecherin galt über Jahrzehnte als unangebracht – bis hin zu den neueren verbesserten Chancen für Rednerinnen, in Parlamenten, auf Kanzeln und Pulten das Wort zu ergreifen. Die Frauen haben das verordnete Schweigen draußen gebrochen und das erzwungene Stillsein drinnen gekündigt, weibliche Rede versetzt die Luft in eine ungewohnte Schwingung. Wir befinden uns im Übergang: Das Gewohnheitsrecht der Männer auf das letzte Wort ist noch intakt, während Frauen ihre neuere Befugnis, öffentlich überhaupt und privat nach ihrer eigenen Regie zu reden, allenthalben ausprobieren. Derzeit koexistiert das patriarchale Vorrecht mit dem weiblichen Emanzipationsanspruch: eine gute Gelegenheit, sich beide anzusehen und die Frage zu stellen: Was

bedeutet es für die Geschlechter, wenn Frauen ihr Schweigen in den öffentlichen Räumen brechen, wenn sie öffentliche Ämter bekleiden und „in die Politik gehen“, was bedeutet es für die Gesellschaft, wenn sich keine soziale Gruppe mehr von Geburt an für Wortlosigkeit als einem Kommentar eigener Art zu den Dingen dieser Welt zuständig fühlt?

Man kann es so sehen, daß bis in die Anfänge dieses Jahrhunderts und fall- und phasenweise noch weit darüber hinaus die öffentliche Rede, die immer eine männliche Stimme hatte, ihr Volumen und ihre Reichweite dem weiblichen Schweigen verdankt hat, das ihr wie ein Resonanzkörper unterlegt war. Der Ausschluß der Frauen von der Sphäre der Macht und der Artikulation des Kampfes um sie bot zweierlei Gewißheiten: daß die männlichen Teilnehmer die Konkurrenz unter sich ausfochten und daß sie nach des Tages Qual einen Regenerationsraum vorfänden, der frei war vom Echo ihrer Brandreden und deshalb erst wirklich ein Labsal. In diesem einfachen Zusammenhang verbirgt sich das ganze Geheimnis der scheinbar widersprüchlichen Meinung, die der Mann von seiner Gefährtin hat: daß er sie verachtet und verehrt zugleich. Er verachtet sie, weil sie kein Mann ist, weil sie mit ihm nicht gleichziehen kann, und es ist ihm lästig, sich immer wieder daran erinnern zu müssen, daß seine Maßstäbe für sie nicht gelten. Also entledigt er sich gern dieser Last und nimmt sie für seinesgleichen – mit dem Ergebnis, daß sie bei diesem Vergleich durchfällt. Er verehrt sie, weil sie eine Frau ist, fähig, ihn vom Zwang des Vergleichens überhaupt zu erlösen – als das ganz andere, das in der Öffentlichkeit nicht nur nicht vorkommt, sondern ihrer, wie es scheint, nicht bedarf. Das weibliche Schweigen also hat die männliche Rede auf seine Weise getragen und gestützt, sich ihr zur Verfügung gestellt als Element, in dem sie schallen und verhallen konnte, klingen und verstummen. Es hat noch mehr getan. Es hat eine Legitimation geliefert für die Hinnahme eines eingeborenen Makels öffentlicher Rede: ihres Zittern zwischen dem Allgemeinen und dem bloß Besonderen oder: der Vertracktheit der Vertretung.

Öffentlichkeit ist ein Phänomen, auf das, aspektweise zumindest, der in der marxistischen Diskussion verwendete Begriff der Realabstraktion paßt. Die Versuche entwickelter Gesellschaften seit der Antike, ihre allgemeinen Angelegenheiten institutionell, personell und sprachlich zu verbessern, Öffentlichkeit also zu konstituieren als Sphäre eigenen Rechts und eigenen Ausdrucks, haben das Paradoxale der Aufgabenstellung in ihren Resultaten wiederholen müssen: Nie hat in den besonderen öffentlichen Räumen die Allgemeinheit als eine wirkliche präsent sein können, es ging immer nur um ihre Idee, ihren Willen, ihren Inbegriff, ihren „Abzug“, und diese mehr oder weniger fadenscheinigen Derivate ließen sich mit mannigfachen Inhalten auspolstern; Politik war, wie auch immer legitimiert, von Willkür nie zu trennen. Die reale Allgemeinheit hat sich nicht als solche begreifen, herstellen und aus-

drücken können, das scheint nur in Grenzfällen und nur annähernd möglich zu sein; normalerweise zerfällt sie in ein Heer von Partikeln, die ihre privaten Dinge tun und angewiesen sind auf politische Hausbesorger, auf Funktionäre, die in ihrem Namen handeln. Aber welcher Stellvertreter verfolgte nicht in erster Linie seine eigenen Interessen? Wer wäre nicht zuerst Spezialist seiner eigenen Befriedigung und der einer Allgemeinheit nur, insofern die mit jener kongruierte? Diese „strukturelle“ Zweideutigkeit von Politik, von Sprache und Handlung im öffentlichen Raum, die, seit im Zeitalter der Massendemokratien die politischen Auftraggeber an Zahl und Einfluß zunahmen, umso fühlbarer in Erscheinung tritt – diese Zweideutigkeit ist zumindest ihren Nutznießern immer im Bewußtsein gewesen – der naive Politiker ist ein Widerspruch in sich. Jeder in der Öffentlichkeit tätige bzw. sie herstellende Funktionär weiß, daß das Allgemeine nur auf besondere Weise, daß das Ganze nur per partikularem Interesse vertreten werden kann und so schon korrumpiert ist, bevor es sich noch artikuliert hat – die Allgemeinheit ist notwendig eine Abstraktion und als solche plastisch; wo sie empirisch und wohldefiniert ist, ist sie nicht greifbar und politisch nicht aktionsfähig; mit anderen Worten: Es ist das hartnäckige Schweigen der empirischen Masse, das Rednerbühnen und Parlamente als Ort für ihre Vertretung, für ihre abstrakte Ersatzkonstruktion, herbeiruft.

Natürlich brauchte diese Kluft zwischen Idee und Wirklichkeit eine Brücke, die Fehler und Flecken in der Toga des Politischen eine Entschuldigung – hierfür eignete sich, behaupte ich, insbesondere das Schweigen der Frauen. Aus der Dynamik der Klassen- und Rassenunterdrückung kennen wir den bequemen Zirkel, den die Mächtigen sich, nachdem die Unterwerfung gelungen ist, mühelos zurechtbiegen: Ein Verhalten, das sie erzwungen haben, dient im nachhinein zur Rechtfertigung des Zwangs. So galt auch die Politik-Abstinenz der Frauen über die Jahrhunderte als Grund für die einspringende Fürsorge des männlichen Vormunds: „Das Volk“, in dessen Namen dies und jenes zu tun und zu unterlassen sei, bestand in seinem „Humus“, in seinen „untersten Schichten“ und „tiefsten Tiefen“ aus Kindern und Frauen. Um ihretwillen akzeptierte man die strukturelle Lüge des politischen Geschäfts, honorierte man die Anstrengung, Allgemeines in Termini des Politisch-Besonderen zu verhandeln, denn diese Schutzbefohlenen waren nicht bloß schweigsam, nein, sie konnten nicht reden. Die vikarische Sprache der männlichen Politik war immer noch besser als gar keine, ohne sie hätte es das pure Stillschweigen gegeben – eine der schauerlichsten Ausdruckskünste des Chaos.

Das Schweigen der Frauen aber war erzwungen worden – diesen an sich ja bedeutenden Umstand hatte man einfach vergessen. Genauer: Man hatte die Erinnerung daran verdrängt, sie dazu genötigt, in der Schattenwelt von Mythologie und Posse ein geduldetes Dasein zu fri-

sten. In der *Lysistrata* des Aristophanes finden die Frauen ihre Sprache wieder, und von der Akropolis selbst aus lassen sie sie ertönen. Ihre obszöne Suada befreit den Geist des Volkes aus der Ideologie der Unterwerfung und seinen Leib aus der Falle des Bürgerkriegs. Aber diese schöne Geschichte ist „nur eine Komödie“. In der Wirklichkeit duckten sich die Frauen unter der stets manifesten Gewaltandrohung und hielten den Mund. Es ist fraglich, ob diese Nachgiebigkeit viel zur Befriedigung des Geschlechterverhältnisses beigetragen hat; nur wenigen Männern wird es gelungen sein, aus der Tatsache, daß Frauen in der Gemeinde schwiegen, auf deren wirkliche Unfähigkeit zu schließen, Zusammenhänge zu verstehen; die Mehrheit war wahrscheinlich ständig von der Neugier geplagt, was sie, die Frauen, sich denn wohl dächten. Aristophanes reagierte auf diese Neugier – in seiner eigenen unverschämten Art. Die Frauen, wenn sie endlich das Maul auf täten, würden den Männern die Wahrheit sagen. Hat er sie überschätzt?

Jedenfalls war er nicht der einzige, der sich von der Vorstellung verführen ließ, Frauen oder wenigstens einige unter ihnen könnten sich des Maulkorbs entledigen und sagen, was sonst sich niemand traute. Die stumm gemachte Frau kehrt als Kündlerin der Wahrheit wieder – vorzüglich in Mythologie und dramatischer Literatur.

Als Egmont gefangen gesetzt und das Volk, das ihn gestern noch ehrte, zu feige ist, etwas zu unternehmen, verläßt Klärchen ihre Stube und geht auf den Marktplatz. Sie sagt: „Es fehlt nur die Stimme, die sie zusammenruft“, und sie ist entschlossen, selbst diese Stimme zu sein. „Freunde! Gute, teure Nachbarn, ihr träumt, besinnt euch! Seht mich nicht so starr und ängstlich an! Blickt nicht so schüchtern hie und da beiseite! Ich ruf euch ja nur zu, was jeder wünscht. Ist meine Stimme nicht eures Herzens eigne Stimme? Fragt euch einander! Frage jeder sich selbst! Und wer spricht mir nicht nach: Egmonts Freiheit oder den Tod!“²

Die beherzte Frau, die nicht nur das Schweigen ihres Geschlechtes bricht, sondern auch die offizielle männliche Version als verlogen aufdeckt, ist von Aristophanes über Goethe bis zu Brecht gewandert, wo sie noch einmal das ganz große Format gewinnt. Auftritt die Heilige Johanna der Schlachthöfe:

„Sind das die Leute, welche die Sache der Arbeitslosen führen? Ich kann mithelfen. Ich habe das Reden auf öffentlichen Plätzen und in Sälen, auch großen, gelernt, habe keine Furcht vor Belästigungen und kann eine gute Sache, denke ich, gut erklären. Es muß nämlich meine Meinung nach sofort etwas geschehen. Ich habe auch Vorschläge.“³

Nur in der Komödie, bei Aristophanes, haben die öffentlich redenden Frauen erreicht, was sie wollten; im Drama gehen sie zugrunde. Der Preis der ganzen Wahrheit ist die lebendige Stimme, die sie ausspricht – so zumindest auf der Bühne, dem Schauplatz der Extreme und Fiktionen. Die wirklichen Frauen haben die Wahrheit vielleicht

manchmal gekannt, aber sie haben sie sehr selten gesagt, und dann nicht so laut, wie es nötig gewesen wäre, damit die Welt sie hätte hören können. Die Heroinnen des Theaters, ob grotesk wie Lysistrata oder tragisch wie Antigone, bleiben die Wiedertönerinnen der versiegelten Frauenmünder, die sich auf den wirklichen Tribünen nicht öffnen durften. Kaum eines der Tabus des Patriarchats hat so gut funktioniert wie das Redeverbot für Frauen.

Umso folgenreicher dürfte der Jahrhundertbruch des uralten Siegels sein. – Was bedeutet es zunächst für die Männer, wenn Frauen nun massenhaft nach dem Mikrophon greifen?

Ich denke mir, daß sie, die Männer, zugleich enttäuscht und erleichtert sind, weil das, was sie da zu hören bekommen, sich nicht fundamental von dem unterscheidet, was sie von sich selber gewohnt sind. Oder? Verstellen sich die Frauen? Kommt das dicke Ende nach? Man weiß nicht so genau, man vermutet dies und das, man wartet ab. Für's erste aber ist unklar, warum ein so einschneidendes Verbot über eine so lange Zeit nötig gewesen sein sollte. Denn was da mit Gewalt, ungleichem Recht und massiver Gewohnheit so lange unterdrückt worden ist, die weibliche öffentliche Rede, macht einen ganz harmlosen Eindruck. Das einzig Schneidende an ihr ist, daß sie gern von ihrer eigenen Unterdrückung spricht. Das muß man ihr zugestehn, sie hat ein Recht auf Bitterkeit, es soll ja nun auch anders werden. Aber die Wahrheit? Die Frauen scheinen die Muße der Jahrhunderte, die sie auf den Posten der schweigenden Beobachterin verwiesen, schlecht genutzt zu haben. Verlassen sie die vertrauten Pfade, zertrümmern sie die alten Maßstäbe, weisen sie neue Perspektiven, erfinden sie ein anderes Vokabular, erproben sie umstürzende Begriffe? Es hört sich nicht so an. Vorerst bewegen sie sich in vertrauten Bezügen, manchmal flüstern sie, so daß sie nur versteht, wer von ihren Lippen liest, dann wieder drohen oder scherzen sie. Mit einem Wort: Entweder sie legen die alten Platten auf, oder sie sind nicht ganz ernst zu nehmen. Und das hat man all die Jahrhunderte so mühsam geknebelt! Es hat sich nicht gelohnt. Vielmehr: Es hat sich nicht gelohnt, den Knebel zu entfernen. Nichts Neues unter der Sonne.

Soweit die Reaktion der Männer-Mehrheit. Das ist nicht die ganze Reaktion. Manche ahnen, daß die Frauen nach der Mikrophonprobe weitergehen könnten als man bis jetzt für möglich hielt. Daß es zu einer Verdrängungskonkurrenz kommt, die die Trennlinie zwischen dem öffentlich redenden und dem schweigenden Teil der Bevölkerung nach Eignung und nicht mehr nach Geschlecht organisiert. Solche Befürchtungen sind wohlbegründet, und sie führen auf den Punkt zurück, von dem einst die Unterdrückungspraxis gegenüber dem Weibervolk ihren Ausgang nahm. Es ging darum, die Frauen los zu sein, um die Welt zu einer Kampfbahn nach einheitlichen, nur für Männer gültigen Regeln

auszugestalten; die Teilnahme von Frauen hätte das Spiel zu sehr kompliziert und es auch zu oft zugunsten des Ernstes von Liebe im Dienste der Fortpflanzung unterbrochen. Der Eintritt der emanzipierten Frauen in die Arenen von Politik, Wissenschaft, Medien oder wo sonst die Produkte sprachliche Form annehmen, irritiert die in ihr Welt-Macht-Spiel vertieften Männer just an demselben Punkt, an dem sie vor Jahrtausenden die Angelegenheit per Fausthieb entschieden hatten. Jetzt fürchten sie mit Recht um ein faulendes Privileg.

Was ihre Enttäuschung betrifft, so sollten sie sich daran erinnern, daß Antigone und Klärchen ihrer eigenen Phantasie entsprungen sind – reale Vorbilder, die es gegeben haben mag, waren mit Sicherheit nicht ganz so hinreißend beredt. Der Kampf der Klassen bietet dem der Geschlechter nicht mehr als nur Analogien, aber auch die sind lehrreich. Was erstrebte denn das Proletariat, als es endlich staatliche Machtmittel und soziale Geltung über seine Parteien und Verbände erhalten hatte? Bürgerliche Wohlständigkeit, bestenfalls in einer kritischen Ausgabe, aber nicht sehr viel mehr. Wenn die Frauen erst können wie sie wollen, werden sie ihren Teil vom Machtkuchen verlangen, sie werden vielleicht eine andere Garnierung einführen, womöglich gar andere Eßgewohnheiten, aber ein bekömmlicheres Grundrezept – das wird das Produkt beider Geschlechter sein, falls es überhaupt zustandekommt. Die Unterdrücker von einst sollten daran denken, daß nicht nur Macht, sondern auch Unterworfen-Werden korrumpiert; durch Demütigung zur Stärke oder gar zur Weisheit: Das ist ein Entwicklungsweg, wie ihn die Poesien von Religion und Literatur imaginieren. Die Wirklichkeit schreibt Prosa; in ihr verlernt, wem der Mund verboten ist, mit den Worten auch das Nachdenken. Zum Gedanken gehört sein Ausdruck. Zwischen dem Schweigen derer, die nicht reden dürfen und derer, die nicht mehr reden wollen, liegt die ganze Geschichte der Philosophie.

Was bedeutet ihr neues Rederecht für die Frauen? Zunächst ihren triumphalen Einzug ins Labyrinth der Worte, aus dem sie einen Ausweg scheint's gar nicht suchen. Und während sie verschiedene Tonlagen noch ausprobieren, stellen sie mit Erschrecken fest, daß ihnen die Geschichte fehlt, daß es nichts gibt, worin sie sich spiegeln, respektive worin sie widerhallen könnten – ihre Stimmen sind dünn und echolos: Also konstruieren sie sich eine Vergangenheit, indem sie über die Geschichte ihres Schweigens nachdenken. Das Befremden des Publikums angehörs einer weiblichen Stimme in der Öffentlichkeit ist nicht nur die normale Reaktion auf das Ungewohnte, es ist auch die richtige Wahrnehmung eines hohlen Klangs dieser Stimme: Ihr fehlt das geschichtliche Volumen, da schwingt keine Tradition mit, der Klang ist nackt. Auch Stimmen sind soziale Phänomene.

Folgendermaßen reagierte im Jahre 1940 ein britischer Journalist auf das Experiment der BBC mit Ansagerinnen und Nachrichtenspre-

cherinnen: „Die englische weibliche Stimme ist vielleicht nicht besonders für das Mikrophon geeignet. Die B.B.C. hat uns ganz gewiß einige schmerzliche Beispiele vorgeführt. So viele englische Frauen strahlen eine Art von säuerlicher Verfeinerung aus, wenn sie vor das Mikrophon treten, zusammen mit einem schrilleren Ton, so daß sie klingen wie die Pfarrersfrau, die ihre Hausgehilfin ausschimpft.“⁴

Trotz solcher Vorbehalte wurden während des Krieges Mädchen vor's Mikrophon geholt, man brauchte sie. Nach dem Krieg sollten sie dann abtreten, aber eine Bresche war geschlagen, einige blieben. Das paßte 1949 noch nicht in die Normalität. Eine Zuschrift an die *Evening News* befindet: „Möchte nicht irgendeine Respektperson aufstehen und uns ein für allemal von dieser Geißel unserer Zeit befreien – der weiblichen Ansagerin? – Zusammen mit vielem anderen, das wir heute gerne aufgeben würden, schmachtet die weibliche Ansagerin als ein abgetakeltes Kriegsutensil dahin, für das schon lange kein Bedarf mehr besteht. Eine Petition, verehrter Herr! Eine Petition für die sofortige Auflösung dieses Zustandes.“⁵

Die Radio-Profis selbst waren der Meinung, daß Frauen die Autorität fehle, um über ernste Dinge wie Krieg und Krisen angemessen zu berichten. Alle diese mehr oder weniger triftigen Begründungen sind Variationen des Themas: Geschichts- und deshalb auch Gewichtslosigkeit der Frauenstimme. Doch allmählich schaffen Scharmützel wie dieser Kampf der Frauen um den Zugang zum Radio ein bißchen Geschichte an, wenn die auch erst nach Jahrzehnten zählt. Frauenstimmen klingen nicht mehr ganz so unerhört. Während sie darauf bestehen, sich erheben zu dürfen, sammeln sie Kraft und Gewicht und Belege für diese Einsicht: „Das Zulassen von Frauenstimmen in jeglicher öffentlichen Sprechsituation, die Männer einschließt, beinhaltet immer mehr, als nur eine höhere Tonlage hinzuzufügen, und unsere Analysen müssen die Diskussion von zuständigen Machtasymmetrien einschließen.“⁶

Redezeit ist ein Stück Macht, und umgekehrt gelingt die Eroberung und Verteidigung von politischer Macht nicht ohne die Verheißung des Wortes. Zur Demokratie gehört der Chor, die Kraft der Stimmenvielfalt, des wohlartikulierten Volksbegehrens. Zur Gleichheit, bzw. zur sozialen Umsetzung dieses Ideals, gehört das Rederecht für jeden und jede, die Auflösung des basalen Schweigens, welches die Demokratie zur Zeit des intakten Patriarchats getragen hat. Die Frauenbewegung ist eine späte Blüte des alten Gleichheitspostulats, das vorerst nur die Klassen meinte und dann nach und nach seine Radikalität, seine Eignung auch für die Emanzipation von Minderheiten und schließlich für die der Frauen erwies. Jetzt schließt das Rederecht niemanden mehr aus, und obwohl sie vorläufig eher zögerlich von ihm Gebrauch machen, stimmen tendenziell doch alle Frauen in das große Tutti der öffentlichen Meinung ein. Damit äußern sie einen Willen selber, der ehemals von Vertretern fingiert und interpretiert werden mußte, sie geben

Laut, wo man einst in ihrem Namen entschied, sie kündigen dem Vormund. Für die politische Klasse heißt das, daß ihre Spielräume schrumpfen, daß ihre Aufträge akribische Klauseln enthalten, daß ihnen die gewohnte Großzügigkeit abhanden kommt. Die Plastizität des zu verhandelnden politischen Stoffes nimmt ab, Politik wird ein alltäglicheres, banales Geschäft, sie verliert mit ihren willkürlich auszugestaltenden Optionen ihren klassischen Glanz. Aber eine neue Ehre kann sie gewinnen: die, den Willen der empirischen Masse tatsächlich zu erfassen, zu bündeln und vielleicht sogar umzusetzen. Was die Restauration „Unregierbarkeit“ oder „Exzess an Demokratie“ nennt,⁷ begreifen die sich in Stimme und Mitsprache einübenden Gruppen, zu deren am stärksten wachsenden die der Frauen zählt, als Einlösung des ältesten und verführerischsten Gelübdes der Volksherrschaft: daß alle, *wirklich alle*, mitreden. Der tiefe Seufzer konservativer Kulturkritiker, mit Lieschen Müllers Eintritt in die politische Arena sei die Distanz, welche Öffentlichkeit erzeuge und voraussetze, und damit deren Schönheit, dahin, zählt nicht als Argument, denn „es handelt sich doch lediglich um die Demokratisierung und auch massenkulturelle Ausbeutung eines Ideals differenzierter Subjektivität, das im Bildungsideal der Oberklassen immer schon angelegt war.“⁸ Daß die, die es gewohnt waren, gleicher zu sein als die anderen, sich nun dagegen verwahren, in den anderen ihresgleichen zu sehen, versteht sich, und es mag wohl so sein, daß für die ehemals Privilegierten die Welt heute häßlicher wirkt. Die Blechstimme der politisierenden Frau ist für sie selbst und ihre Schwestern die Schalmei, die den Morgen ihrer Freiheit begrüßt.

Das ist es also, was für die Gesellschaft das Ende des Schweigens der Frauen bedeutet: eine Vervielfältigung des demokratischen Chors, mehr Demokratie nicht als Wagnis, sondern als Anspruch und Druck von unten. Vorerst jedenfalls klingt der Chor voller, auch lauter und weniger homogen. Oberstimmen werden deutlich erkennbar, dem sympathischen Ohr klingen sie hell und jung, nur dem abgeneigten gellend. Es spricht für sich, daß der Massengeschmack immer noch die dunkle Frauenstimme bevorzugt, die, welche die Illusion erzeugt, es spräche vielleicht ein Knabe, und den köstlichen Klang der weiblich-hohen und zarten Stimme als für die Öffentlichkeit ungeeignet abwehrt. Im Zeitalter des Mikrophons verrät diese Abwehr ihren wahren Grund nur zu direkt. Das Männliche als das Maß alles Menschlichen schleicht sich eben erst allmählich davon; irgendwann wird man aber begreifen, daß das Gegrunze in den tiefen Lagen nicht die einzig mögliche Frequenz für Legitimität und Wahrhaftigkeit liefert. Dann wird man die Aufgabe, die mit dem Einsatz der Frauenstimmen im Willensbildungs- und Bekundungskonzert gestellt ist, angehen können: die Suche nach differenzierten Formen der Übersetzung von Volksdebatten und -begehren in politisch vortragbare und einlösbare Texte – Demokratie als Praxis der

Partizipation an allen Entscheidungsprozessen, für die bislang das Volk „in seinen tiefsten Tiefen“ als unzuständig galt.

Was bedeutet es für eine Gesellschaft, wenn in ihr nicht nur *alle* an der Gartenpforte babbeln, sondern auch auf öffentlichen Veranstaltungen reden und raunzen, was das Trommelfell hält? Wie kann all der Lärm sich in Botschaften verwandeln, wenn der Resonanzraum des Schweigens fehlt, wenn alle sich hervortun und niemand mehr aufnehmen, hören will? Wird das Wort billig, gilt es weniger? Verhallt das Geschrei und verwischt es sich in den elektronischen und Print-Medien? Vielleicht erregen bald die Zuhörenden, Wägenden und die Handelnden größere Aufmerksamkeit. Das gesellschaftliche Interesse mag sich verschieben von den Maulhelden auf jene, die eher mit Worten sparen, die etwas auf den Weg bringen ohne Kommentar. Das ist nur eine Möglichkeit, aber sie ist nicht völlig unwahrscheinlich. Den Frauen trüge sie auf, die Übung, die sie im Schweigen haben, ihre Distanz zum großen Wort, nicht zu verachten, sondern beizubehalten oder zu reaktivieren, während sie sich in die unausweichliche Konkurrenz um das letzte Wort begeben. Das Schweigen der Kompetenz und die Macherin könnten die folgenden Stufen der Emanzipation bestimmen. Bis dahin sei es den Frauen vergönnt, sich nachholend in der Debatte zu üben. Eine Alternative zum Dauerton der politischen und medialen Routine-rede wäre ja nicht nur das beredte Schweigen, sondern auch das prägnante Sprechen, eines, das Worte findet, wo sonst die Stereotypen prasseln. Frauen, die das öffentliche Wort ohnehin neu entdecken müssen, weil sie erstmals zu ihm gekommen sind, könnten dann gleich das richtige treffen.

Daß nun niemand mehr vertreten zu werden braucht, weil er bzw. sie ohne Worte wäre – das ist ein Novum; es bedeutet aber nicht, daß Vertretung überflüssig wird. Sie braucht eine andere Begründung. Da nicht alle auf einmal reden können, muß ein Sprecher her oder eine Sprecherin, der oder die im Namen der größeren Gruppe auftritt. Diese Delegation aber ist technisch, nicht mehr anthropologisch begründet. Und das ändert vieles. Der Delegierte ist nicht mehr Vormund, sondern lediglich Abgesandter. Er ist korrigierbar. Wenn seine eigenen Interessen mit ihm durchgehen, werden die, die ihn geschickt haben, Konsequenzen ziehen. Zweierlei hätte eine mögliche zukünftige Partizipations-Demokratie zu lernen; erstens zwischen dem schönen Wort und der schnöden Tat dahinter zu unterscheiden und sich nicht blenden zu lassen durch jenes, zweitens: das entscheidende, das wahre Wort zu finden, es herauszuheben aus der Wüste der nichtssagenden Silben und es gegen die Wut der Reaktion zu verteidigen. Wir wissen vom Kampf der Klassen, daß die Wortgewalt niemals reicht und daß sie unabdingbar ist. Das Wort ist immer zu wenig, und dennoch übertrifft es an Reichweite alle materiellen Projektile. Für Frauen ist diese gewaltige Verlängerung des Radius' ihrer Existenz eine wengleich fällige Überraschung,

die ihnen zeitweilig den Atem stocken läßt. In diesen Momenten kehrt das Schweigen, das gewohnte, in ihren Ausdruck zurück und erinnert sie an seine Produktivkraft. Das Worte-Suchen verläuft im Schweigen, ohne Schweigen gibt es kein vernünftiges Sprechen. Was letzteres sei? Ein das Handeln nicht nur legitimierendes, sondern begründendes und verstehendes Sprechen, eine Benennung, die die Dinge weder ersetzt noch verbirgt, sondern hervortreten läßt. Ihre Tradition des Schweigens – wenn sie auch erzwungen war – erleichtert Frauen die periodische Rückkehr zu ihm und damit vielleicht auch das Worte-Suchen, das Nachdenken und die Befreiung des Sprechens aus dem die Macht des Wortes verspielenden Selbstzweck.

Anmerkungen

- 1 Senta Trömel-Plötz (Hg.): *Gewalt durch Sprache*, Frankfurt/M. 1984.
- 2 J. W. Goethe, *Egmont*, 5. Aufzug, 1. Auftritt.
- 3 B. Brecht, *Die heilige Johanna der Schlachthöfe*, Stücke IV, Frankfurt/M. 1962, S. 132.
- 4 Trömel-Plötz, a. a. O., S. 217.
- 5 A. a. O., S. 221.
- 6 A. a. O., S. 227.
- 7 Dubiel, H.: *Was ist Neokonservatismus?*, Frankfurt/M. 1985, S. 47.
- 8 A. a. O., S. 40.

Konrad Wünsche

Das Schweigen der Schweigenden Mehrheit

Meine Bemerkungen gehen von drei alten Bildern aus:

E. A. Poe: The man of the crowd¹

Diese Studie (von 1840) beschreibt den Autor als Caféhausgast, der das Straßengewühl Londons an sich vorbeiziehen läßt, lange Zeit gleichgültig; durch die Scheibe registriert er unterschiedliche Gruppen der Bevölkerung, die *Stände*, die *Klassen*: Geschäftsleute, Angestellte, Hausierer, Arbeiterinnen Dirnen, bis aus der Menge „a countenance“ (ein Gesicht mit einem bestimmten Ausdruck) ihn fasziniert, ihn das Café verlassen und diese Gestalt beobachten, sie verfolgen läßt: einen alten Mann, der nun die ganze Nacht hindurch sich durch das Gewirr der Haupt- und Nebenstraßen bewegt. Der Autor, sein Blick hinter der Scheibe noch frei und unverschleiert, von stillem Interesse, die Zigarre im Mund, wird jetzt aufgeregt, er vermutet eine wilde Geschichte in diesem Mann.

Der läuft ohne ersichtliches Ziel mit der Menge umher, der Autor verliert ihn einmal aus dem Blick, hat ihn plötzlich wieder vor sich, schleicht auf seinen Gummischuhen ihm hinterher, Runde um Runde. Bis zum Tagesanbruch, schon in Verzweigung, mehr und mehr Leute füllen wieder die Straßen, der Autor, fest entschlossen, nicht von diesem Studium zu lassen, dem sein verzehrendes Interesse gilt, die Verfolgung fortsetzt, endlich am zweiten Abend dann sich dem Objekt seines Studiums direkt in den Weg stellt, „gazed at him in the face. He noticed me not“. Dieser Blick ins Gesicht zeigt ihm nun zweierlei: Hier ist: The man of the crowd, der Massenmensch. Und „Er lasst sich nicht lesen“, so wie man es nach Poes Worten von einem gewissen deutschen Buch sagt: „of a certain German book that es lasst sich nicht lesen“.

Diese Stadt ist niemandes Heimat mehr. Der Massenmensch wie der Flaneur streifen nur umher, keiner von beiden hat eine Geschichte. Was ist die Ursache? Das Register physischer Gefahren? ... Die Menge drückt eine Ahnung dieser Gefahren aus. Die Bilder Poes scheinen Verarbeitung von Großstadterfahrungen, welche Ahnungen, nämlich: die Gefahr der Masse, im Beobachter veranlassen.

Walter Benjamin deutete die Geschichte so:² „Es ist anzunehmen, daß die Menge wie sie, mit überstürzten und intermittierenden Bewegungen, bei Poe erscheint, besonders realistisch geschildert ist. Seine Schilderung hat eine höhere Wahrheit für sich. Diese Bewegungen sind we-

niger die der Leute, die ihren Geschäften nachgehen, als die der Maschinen, die von ihnen bedient werden. Deren Rhythmus scheint Poe, weit vorausschauend, ihrem Gestus und ihrer Reaktionsweise sich angebildet zu haben. Der Flaneur teilt solches Verhalten nicht. Der Schein einer in sich bewegten, in sich beseelten Menge ist es, an dem er seinen Durst nach dem Neuen löscht ... Diese Menge, an der der Flaneur sich weidet, ist die Hohlform, in die siebzig Jahre später die Volksgemeinschaft gegossen wurde. Der Flaneur, der sich auf seine Aufgewecktheit ... viel zugute tut, war auch darin seinen Zeitgenossen vorangeeilt, daß er als erster einem Trugbild zum Opfer fiel, das seitdem viele Millionen geblendet hat.“

So fanden die intellektuellen Leser Poes doch noch die gesuchte Geschichte des Massenmenschen und waren in der Lage, dem das Urteil zu sprechen. Adorno geg. Durkheim³: „Nicht minder dogmatisch personalisiert er (Durkheim, K. W.) das Kollektiv: ausdrücklich heißt es bei ihm, daß die Gesellschaft als eine Person betrachtet werden kann. Die Belehnung des Kollektivsubjekts mit Bewußtsein (durch Durkheim, K. W.) erheischt zumindest, daß ein derart objektiver Begriff von Bewußtsein, eines ohne Bewußtsein also, in seiner Paradoxie artikuliert würde.“

Man könnte also die Masse lesen, ohne ihr Antlitz wahrgenommen zu haben; sie mit Sprache zu belehnen ließe, ihre verräterischen Maschinenbewegungen übersehen wollen.

Doch Poes Gang durch das nächtliche London war vor allem Suche nach dem Antlitz des Anderen, war Hoffnung auf das face to face.

Ezra Pound ließ in einer Station der Metro wie Poe die Menge an sich vorüberziehen und sah: „Das Erscheinen dieser Gesichter in der Menge; Blütenblätter auf einem schwarzen, nassen Ast.“⁴

Das nächste Bild zeigt Michelet⁵: Das Fest des Höchsten Wesens, so wie er es in seiner Geschichte der französischen Revolution ausmalt. Ich nenne eine Reihe der Motive:

Der Menschenstrom der Hunderttausenden mit Rosen, Eichenzweigen, Weinranken/Das Amphitheater vor den Tuileries. „Man konnte kaum annehmen, daß eine Menschenstimme an so ungeheurem Ort zu reden gedachte ... ein Thron, wolle man aber von da aus reden, so sei es nur ein Wort: ‚Gnade für alle! Die Revolution ist beendet!‘“ / Das Erscheinen Robespierres wurde „Mit Totenstille begrüßt, einer Stille, die durch Zurufe aus der Menge nur noch feindlicher auffiel ... Von seiner, in dem weiten Raum völlig verlorenen Rede drangen nur Bruchstücke zur Menge, ‚Tod den Tyrannen ...‘“ / Das Verbrennen der Ungeheuer Atheismus, Egoismus, Erbärmlichkeit usw., die zusammengesunken den Blick auf die Statue der Weisheit freigeben / Der Marsch zum Marsfeld: eine Prozession / In der Brüchigkeit der Rede Robespierres kündigte sich sein Ende an: Auf dem Rückweg vom Marsfeld

fallen aus der Begleitung Robespierres böse Äußerungen über ihn wie Funken in die Menge, Stichworte: „Dieser Wagemut entfesselte alle Zungen.“ / Darauf fluchtartige Rückkehr des Triumphators „in den schwarzen Palast“.

Die Epiphanie des Individuums vor der Pholie der Masse: Der eponyme Führer umgibt sich mit der anonymen Masse⁶, die Masse trägt seinen Namen. Ihre Namenslosigkeit bedeutete in erster Linie Sprachlosigkeit, jedoch im Sinne von Geistlosigkeit.

„... die Gründe, mit denen die Massenpsychologie die Überlegenheit des Individuums rechtfertigt, laufen auf einen hinaus: die Erfindung.“⁷ Auch im Bereich der Politik hätte demnach die Methode, und zwar als Methode des Erfindens die Grundlagen der alten Kultur aufgebrochen.

Der Mechanismus der Wirksamkeit des Wortes, das der eponyme Führer spricht, sei *Theorie* oder *Idee* oder *Weltanschauung*, die er durch seine schweigende Mehrheit in *Bewegung* umsetzen läßt, in Arbeiter-Bewegung, Frauen-Bewegung, Pädagogische Bewegung, Revolutionäre Bewegung. Die Erfinder solcher Bewegungen waren darum zugleich Künstler, Konstrukteure, Pädagogen, waren Erfinder der Ziele und deren Vermittler, erfanden, dichteten Riten und Reden. Ihre Ziele für gesellschaftliche Taten: soziale Produktionen, ihre Wertskalen: moralische Produktionen, ihre Riten, Szenarien: hysterische, psychisch-somatische Produktionen. In jedem Fall handelt es sich um Versuche eines Übergangs von einem Analyse-Zustand zur Synthetisierung, von der Theorie zur Praxis, vom Wort zur Tat. Phasen der Realisierung, des Überschreitens, der Externalisierung verlaufen in der Folge: Rationalität/Suggestion, Hypnose, Bildmagie/Imagination/Irrationalisierung und Anonymisierung/Stoßkraft kollektiven Willens.

Die Masse gehört, vorgestellt oder real präsent, zu jeder der Phasen.

Für den Autor spielt der Unterschied Fiktion/Nonfiktion keine Rolle, im Gegenteil ist die Entdifferenzierung des Innen-Außen für ihn notwendig, sonst geht der utopische Impuls vielleicht verloren.

Ob Minister, Schriftsteller, Terrorist: Jeder ist gegenüber der Masse zuerst Einzelkämpfer, Ideenzauberer usw., seine reale gesellschaftliche bzw. soziale Position tritt dagegen zurück.

„Die Individualität als solche bekommt, je beherrschender die Masse ins Blickfeld tritt, eine heroische Kontur.“⁸ Versucht ist man, den Schein aufzulösen, der von dem Begriff Masse ausgeht, die Masse soll in ihrer Zusammensetzung deutlich werden; der Begriff wurde aber gerade gebildet, um gesellschaftliche Entdifferenzierung zu fassen.

Die Begriffe *demos*, *populus*, Bürger, „findet die Zivilisation vor und vernichtet sie durch den Begriff des vierten Standes, der Masse, der die Kultur mit ihren gewachsenen Formen grundsätzlich ablehnt. Es ist das absolut Formlose, das jede Art von Form, alle Rangunterschiede,

den geordneten Besitz, das geordnete Wissen mit Haß verfolgt. Es ist das neue Nomadentum der Weltstädte, für das die Sklaven und Barbaren in der Antike, der Tschudra in Indien, alles was Mensch ist, gleichmäßig ein flutendes Etwas bilden, das mit seinem Ursprung gänzlich zerfallen ist, seine Vergangenheit nicht anerkennt und eine Zukunft nicht besitzt. Damit wird der vierte Stand zum Ausdruck der Geschichte, die ins Geschichtslose übergeht. Die Masse ist das Ende, das radikale Nichts.“⁹

Aber doch gestaltetes Nichts: Ornament. Hat sie gleich keine Geschichte, hat sie doch Choreographie, sie „weiß“, sie verfügt über legitime Äußerungsmöglichkeiten und illegitime.

Legitim: lautlich: Stille, Beifall, Gelächter, Schrei, Gebrüll; körperlich: marschieren, stillestehen. Illegitim: lautlich: Zwischenrufe; körperlich: einzeln heraustreten.

In Michelets Robespierre-Szene finden sich genau solche Aktionen. Die Masse um Robespierre setzt sich aus Individualitäten zusammen, die aber unter dem Zwang der quasi magischen Führer-Masse-Dynamik ihre Individualität scheinbar einbüßen. Das Ziel (Beendigung der Revolution) verlangt vom einzelnen Teilnehmer des Festes das Opfer seiner Individualität, gerade auch von den schon individuierten, den gebildeten darunter.

Solche gesellschaftlichen Neuproduktionen kommen nicht anders zustande als durch Gewalthandlungen. Und der einzelne kommt nur in den Genuß der Gewalthandlung sowie des Ergebnisses der gewaltsam vollzogenen sozialen, hysterischen, moralischen Produktion, wenn er seine Individualität in der Masse opfert. Dieses Opfer seiner Individualität macht ihn zum Anhänger, Parteigänger, Publikum. Er investiert also sein Eigentlichstes in die Produktion, und er kann sich von deren Ergebnis nur distanzieren, wenn er auf die gesamte Investition verzichtet, wenn er sich opfert.

Das dritte Bild zeigt das Labyrinth und das Weltkonzil Komenskys.¹⁰

1623 sieht er sich selbst als Pilger im Labyrinth der Welt: Lange vor der modernen Großstadt, aus Neugier und um seine Vorurteile zu überprüfen, erwandert er sich die Welt auf den Spuren eines alten Symbols. Seine Hauptfrage: Zu welcher Art von Menschen soll ich mich gesellen? Was Benjamin bei Shelley und Baudelaire als „unmittelbare Darstellung ihrer Bewohner“¹¹ annimmt: „hat er die große Stadt so ausschließlich in dem gezeichnet, was sie aus ihren Bewohnern macht“, wie ihre entseelten Massen und das hoffnungslos entleerte Dasein der einzelnen zum Kompliment werden. „Massenansammlungen der Städtebewohner“, das findet Komensky in seiner Labyrinthstadt, und zwar wie Benjamin, dort vor allem, wo sie „Markt“ ist. Dort stehen sie in Haufen zusammen, jeder trägt gleichsam eine Maske, sobald er sich der Menge zugesellt, sie reden in verschiedenen Sprachen mehr gegen als mitein-

ander, keiner hört auf den anderen. In fruchtlose Beschäftigungen vertieft, stürzen sie übereinander. Beunruhigung des Großstädtlers durch den Nebenmenschen, den er in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle sieht, ohne ihn zu hören. Nachdem er diese Welt, ihre Orte und Stände, schließlich ihre Künstler und Philosophen gesehen, wendet Komensky sich beängstigt und mit Abscheu von diesen „bedauernswerten, elenden, unseligen Geschöpfen“ ab.¹²

Er fand keine Gruppe, keine Art von Menschen, der er sich zugesellen mochte. Er blieb für sich, Flaneur des Labyrinths, für ihn wie für Baudelaire galt, daß die Masse selbst im Labyrinth der Stadt das unerforschlichste Labyrinth ist. Sein Leben lang bemühte sich Komensky um eine klare und schrittweise deutliche Besserungs- und elementar-didaktische Methode. Dies wurde ihm zur Vorüberlegung: Es „gilt zu bekennen, daß dir die Labyrinth aller Welt ebensowenig gefallen, wie deine eigenen, in denen du noch gefangen bist.“¹³

Angesichts der allgemeinen hoffnungslosen Verdorbenheit kam es darauf an, daß möglichst rasch und effektiv eine Reformmaschine angefertigt wird, daß ein allgemeines Weltkonzil (nach Ulm, von Ludwig XIV) einberufen wird, wo sich Komensky als „der dritte Elias“ den Massen zeigt: „Heute am 15. April 1666 gefällt es mir durchaus, daß es meine Sache sein wird, die letzten Dinge zu sagen ... und daß jeder Irrtum zu erschlagen ist.“ Er wird sich zeigen als der große Erfinder, nämlich des Perpetuum mobile, dessen Demonstration seine pansophische Methode bestätigen wird. Diese „wird die Menschen bewegen, die universale Bewegung durchzusetzen.“¹⁴ „Daß alles anders anfangen muß“, gilt es die politische Mobilisierung aller Menschen. „Lehren, was zu tun ist, aber durch Tun, nicht bloß durch Worte“.

Von Anfang reden, Prinzipien vorgeben, heißt die anderen schweigen. Der Erfinder beansprucht die Autorität des Ursprungs, er entmündigt die anderen, das eponyme Individuum entfaltet sich durch die Masse zur *volonté générale*: Und dies nicht nur über die Körperlichkeit der Massenversammlung und ihre Riten, sondern wirkungsvoller noch über die Sprache¹⁵:

„In dem Moment, wo die kühnsten Abgeordneten des 3. Standes die Rousseausche Sprache aufgreifen, treten sie nicht mehr als Denkende auf ... die Lehre des Gesellschaftsvertrages nachzuweisen, sondern sprechen dem nationalen allgemeinen Ich eine unbestreitbare Präexistenz zu; ... sie selbst sind Gewollte eines allgemeinen Willens ... dieser ist in ihnen am Werk ... Bis zum Tode Robespierres entfaltet sich die Revolution in einer Symbolsprache ... unter deren Oberfläche die Forschung heute das Spiel der wirklichen Kräfte herauszufinden sucht. Die Massenbewegungen, Feste und Embleme sind (Elemente) dieses Diskurses ... Die Revolution verdankt ihren Erfolg, ihre katastrophale Beschleunigung dem unvorhergesehenen Bündnis der Aufklärung mit dem dunklen Drang der Menge ... Wenn die Prinzipien in die Tatsa-

chen übergehen, dann durch dieselbe Bewegung, die eine zunächst stumme Gewalt mühsam zur Sprache erhebt. Die Sprache der Prinzipien wird sich verbünden müssen ... mit der Gewalt des elementaren Bedürfnisses, das die rohe Masse antreibt.“ Es ist nötig, so wissen es die Umstürzler sanfter wie brutaler Konvenienz, daß das revolutionäre Handeln, das aus dem Volke hervorgeht, zusammenfällt mit dem revolutionären Denken, das aus den gebildeten Klassen hervorgeht. Wird die Theorie einerseits zur materiellen Gewalt, sobald sie die Massen ergreift (Marx), so artikuliert andererseits sie die Massen; sie verhindert damit die eigene Artikulation der Massen.

Die Menge, die schweigende Mehrheit bleibt Masse, so lange sie unartikuliert scheint. In Kritik an der Massenpsychologie wurde versucht, sie in Gruppen aufzulösen, Gruppen, die durch bestimmte Funktionen untereinander artikuliert sind und sich auch intern artikulieren, da sie für die Individuen Funktionen erfüllen: Projektion, Identifikation usw. Oder, anderer Versuch, die Masse wurde als Zusammenballung von Klassen artikuliert, deren jede eigentlich durch spezifische Äußerungsmöglichkeiten sich auszeichnet, leider jedoch entfremdet über diese nicht verfügen kann, was aber ein ideologiekritischer Hermeneutiker aus dem Ornament ihrer Bewegungen noch zu entziffern versteht. Ihm, dem Intellektuellen, stellte sich daher, seit Komensky, die politische wie pädagogische Aufgabe der Alphabetisierung der Massen. Mit der gesellschaftlichen Artikulation der Masse wurde das Problem ihrer sprachlichen Artikulation verbunden: Wie verhält die Masse sich zum Alphabet, und wie weit spricht sie selber eine Sprache?

1970, Interview *L'ami du peuple*, damals verlangte Sartre, die Intellektuellen sollten die Sprache der Massen lernen. Er sah sich mit seiner Redaktion von *La cause du peuple* in einem ersten Lernstadium. Er erkannte: Die 40 Bände Lenin haben für die Massen etwas Erdrückendes. Und Sartre schrieb an seinem Flaubert weiter und schloß nicht aus, daß dieses Buch eines Tages von den Massen gelesen wird. Zweierlei: Sartre fordert: Lernt die Sprache der Massen!, d. h. versucht, die Masse zu lesen!, und Sartre hofft: Die Massen werden vielleicht mich lesen, wenn sie lesen können.

Für Poe ergab sich: Er, der Massenmensch läßt sich nicht lesen. Ruhelosigkeit, Gesichtslosigkeit, Geschichtslosigkeit im Gesicht kennzeichnen ihn. Mann ist Mann. Und wenn er, der Massenmensch, ein Gesicht annimmt, dann bei Poe wie Brecht, das einer Bestie:

Nach der Klasse der großen Männer aus dem Süden, regierend noch ohne die Legitimation des allgemeinen Wahlrechts, geschah Anfang des 19. Jahrhunderts in den USA durch das Allgemeine Wahlrecht und die Industrialisierung eine allmähliche Ablösung der Oligarchie durch die Massengesellschaft. Andrew Jackson, als erster der Präsidenten ein Mann aus dem Volke, war der Ansicht, die Partei, die gesiegt

hat, habe nun auch die öffentlichen Ämter zu besetzen, ein „Beutesystem“¹⁶. Jackson gab 1829 anlässlich seiner Amtseinführung einen Empfang für das Volk, der Mob drang ins Weiße Haus ein und demolierte Möbel und Geschirr und beinahe den Präsidenten selbst. Der Mob, das Volk als Souverän, zeigte sich dadurch nicht nur als gewalttätig, sondern auch als selbstzerstörerisch, denn er wendete sich gegen sein eigenes Privileg, Gesetzgeber zu sein.

Poe in der phantastischen Forschungsgeschichte *Mellonta Tauta*: „... den ganzen Tag damit beschäftigt, mir die Überzeugung beizubringen, daß die alten Amerikaner sich selbst regiert hätten. ... Jeder ‚wählte‘, wie sie es nannten, d. h. er mischte sich in die öffentlichen Angelegenheiten ... Konsequenz: daß der Pöbel zur Herrschaft kam ... Diese Republik war eine Schöpfung der Philosophen. Dem Ganzen wurde ein plötzliches Ende gemacht, indem der Mob alles in die Hand nahm und einen Despotismus gründete. Dieser Mob ... war ein Riese von Gestalt ... er starb schließlich an seinem eigenen Kraftüberschuß ...“¹⁷

Poes Kritik an den Massen und ihrer Demokratie entspricht ziemlich der LeBons und Ortegas. Sie besagt, daß die Massen ihre eigenen Lebensgrundlagen zerstören.

Ortega gibt dafür das Beispiel, eine „anmutige Karikatur“, der Ausrafung Karl III. zum König von Spanien in Nijar, wo eine Volksmenge die Krönung mit solcher Begeisterung feierte, daß sie alle Vorräte zerstörte: „Um seiner Königstreue freudigen Ausdruck zu verleihen, vernichtete dieses Dorf sich selbst.“¹⁸

Die politisch Gleichen zerstören den Diskurs, dem sie sich verdanken: Rückkehr in den Analphabetismus und die Geschichtslosigkeit. Neil Postman wählt wie Poe das Beispiel der Jackson-Demokratie. Die Devise Jacksons hatte gelautet: „Die Aufgaben öffentlicher Ämter so vereinfachen, daß jeder intelligente Mensch sich zu ihrer Ausführung eignet.“¹⁹ Damit gab er eine Neubestimmung dessen, was man unter vernünftigen politischen Urteil versteht. Die Politik wurde dem mündigen Verstand entrissen. Nicht derjenige heute, der liest und argumentiert, sondern der, der schweigend vorm Fernsehen sitzt, dadurch, daß er dort sitzt und eingeschaltet hat, bestimmt den politischen Diskurs. Wie im Spanien des 18. Jahrhunderts die Massen, da sie nach Brot suchten, die Bäckereien zerstörten, so berauben sich die politisch mündig erklärten Leute in unserer Zeit des Alphabets.

Wenn wir uns das Urteil eines Weltgeschichte Schreibenden zu eigen machen dürfen: „Heute realisiert sich die auf kollektiver Ebene höchst profitable Arbeitsteilung zwischen einer schmalen Elite, als einem Organ intellektueller Verarbeitung, und den Massen, die zu bloßen Aufnahmeorganen geworden sind ... Während eines kurzen Zeitraums, der heute bereits im Niedergang begriffen ist, erschien die Perspektive einer erdumspannenden Alphabetisierung als Äquivalent gesellschaftlichen und geistigen Fortschritts. Die totale Unterwerfung der

geistigen Aktivitäten unter den linearen Verlauf der Schrift ist für den homo sapiens ein Versprechen, das nur von einer besonders begabten Minderheit verwirklicht werden kann; für die Mehrzahl der Menschen ist die Lektüre kurzer und praktisch ausgerichteter Texte die Regel, während die geistige Auseinandersetzung schon mit einem konkreten Text eine Vergegenwärtigung von Bildern erfordert, die ermüdend bleibt. Die Linearisierung der Illustrationen folgte der Ausbreitung des Lesens in den Massen und erreicht in der heutigen populären Lektüre ihren Höhepunkt. Radio und Fernsehen vervollständigen gemeinsam mit dem Kino diese Rückkehr zur mündlichen Literatur und zu einer visuellen Information, die ohne Vermittlung imaginärer Formen auskommt ... Aber die Imagination ist eine fundamentale Fähigkeit der Intelligenz, und eine Gesellschaft, in der die Fähigkeit zur Schöpfung von Symbolen nachläßt, verliert zugleich ihre Handlungsfähigkeit. Das Zahlenverhältnis zwischen den wirklich schöpferischen Individuen und der Masse wird sich in der Zukunft gegenüber der Vergangenheit nicht sonderlich ändern ... Aber diese Menschen, die Intellektuellen, sind das exteriorisierte Element des sozialen Dispositivs, ihre Funktion besteht darin, der Menge das notwendige Maß sozialer Partizipation zu geben.⁴²⁰

Vielleicht sollten sie statt dessen das Universale, das von den Massen herbeigewünscht wird, in der Wirklichkeit, im Augenblick, also nicht im Salon oder in der Bibliothek, nein in der Unmittelbarkeit begreifen lernen. Die Grundannahme war ja eine Zeitlang, daß der Klasse von Sprachuniversalien eine Klasse von sozialen Universalien entspricht, die die Basis für aktualisierbare Akte bilden. Aber diejenigen, die durch ihr Schweigen einst Hoffnungen weckten, an die Stelle des ursprünglichen Chaos treten zu können, aus dem der Logos die erste Welt, die nicht des Menschen, geformt hatte, um jetzt als rein menschliches Wort aus ihr, der Menschenmenge eine nun erst wahrhaft menschliche Welt zu gestalten, diese Massen zeigten sich als Zerfallsprodukt, als Leute, als bloße Bevölkerung. Als Mob. Der Leviathan Hobbes hatte Komensky durchaus noch die Perspektive gelassen, mit einer aus dem Paradies seines gläubigen Herzens gekelerten Didaktik, Pansophia nannte er sie, eine Bewegung in Gang setzen zu können, die einen Welt-Anfang bedeutete. Die Befunde intellektueller Abprüfungen des 19. und 20. Jahrhunderts jedoch ergaben, daß das Alphabet den Massen fremd blieb und der Intellektuelle ihnen ebenso.

Zwar versuchte Wilhelm Reich den Spieß noch einmal umzudrehen und den von Soziologen bereits abgeschriebenen Massen „alle Verantwortung für jedes soziale Geschehnis“⁴²¹ wieder zuzuschreiben, doch lauteten, nach der u. a. von Reich beflügelten Bewegung unserer 60er Jahre, die letzten Einsichten Sartres für „einen Weggenossen, d. h. einen Intellektuellen, der seinerseits als Intellektueller eine Idee von der Wahrheit hat: ... es wird etwas anderes entstehen, bei dem es keine

Weggenossen mehr gibt. Es werden Massenbewegungen für partikuläre Ziele sein ... für solche hat der Begriff des Weggenossen keinen Sinn mehr.²² Gleichzeitig Baudrillard (1978): „Niemand kann behaupten, er repräsentiere die schweigende Mehrheit ... Die Massen sind kein Subjekt mehr ... folglich können sie auch nicht mehr artikuliert werden ... können sie auch nicht mehr entfremdet sein.“²³ Sollte „Links“ noch immer, wie Sartre meinte, eine Begierde nach Geselligkeit sein, dann eine nach Geselligkeit anderer Art. Ortega hat es vorhergesehen, daß der Intellektuelle, wie schon so oft in der Geschichte, ganz oder beinahe verschwinden wird, „um unterzutauchen wie der Taucher in der Tiefe. Die Tiefe par excellence ist das Schweigen. Nun müßte gesagt werden, daß der Intellektuelle sozial gar nicht existiert.“²⁴ Sozial hat er nie existiert, als Pilger, als Flaneur lebte er sozial exterritorial, das Ende des Sozialen tangiert ihn nicht, es bestätigt nur seine Identität, überläßt die Masse, die Anderen ihrem selbsterzeugten Mord und Totschlag. In der „zweiten Phase des urbanen Designs“ (Baudrillard), da bedürfen weder Fernsehkonsum noch Ghetto-Revolten noch irgendwelche Signalisierungswelten des Weggenossen.

Die Intellektuellen aller Länder vereinigten sich in der Sorge um die Gleichgültigkeit der Arbeiter gegenüber der Revolution. Die stehen außerhalb des realen Dramas der Geschichte. Als man der Kollektivität einen Bereich öffnete, der bislang ausschließlich die Domäne einiger weniger gewesen war, glaubte man, daß die allgemeine Politisierung unmittelbar zur Verteilung der Macht auf alle führen müsse. Jetzt suchen uns die Gespenster der revolutionären Demokratie heim. All die Prinzipien, die unsere Welt hervorgebracht haben (so Ottavio Paz), alles ist „Pantomime, und am nächsten Tag Ernüchterung und Buße. Fest der Göttin Vernunft, ohne Robespierre und Guillotine, aber dafür mit Tränengas und Fernsehen.“²⁵

Obwohl von der Geschichte überwältigt, tritt der Intellektuelle nicht in den Ruhestand. Aber keineswegs, weil er es an den rituellen Orten des Schweigens nicht aushielte. Der einsame Bauernhof und die leere Meeresküste sind nicht sein Problem. Poe, Michelet und Komensky zeigen sich in einer anderen Not: the man of the crowd, die gewalthaltige Stille des Publikums, das Labyrinth ist in ihnen. Ganz deutlich hieß es bei Komensky: „... deine eigenen Labyrinth, in denen du gefangen bist ...“ Die Tatsache der Innerlichkeit als solche muß dem Intellektuellen suspekt sein in Anbetracht der Kostbarkeit des Alphabets. Unlesbarkeit ahnt er an sich selber, ins Gesicht steht ihm keine Geschichte geschrieben, und eine Totenstille begrüßt jedes seiner Worte. Und etwas ist an ihm, das keine Notiz von ihm nimmt.

Drum redet er über seine Unterwelt des Schweigens in der Manier von Madame Teste, die in bezug auf M. Teste sagt: „Man muß ihn in diesen übermäßigen Entrückungen gesehen haben ... Noch ein wenig

mehr von diesen Selbstversenkungen, und ich bin gewiß, daß er unsichtbar würde. Jedoch, wann er mir aus der Tiefe zurückkehrt! Ich erscheine ihm unbekannt, neu, notwendig ... als wäre ich ein Fels des Lebens und der wirklichen Gegenwart, mit dem dieses unmittelbare Genie zusammenstieße ... nach so unmenschlichem, ungeheuerlichem Schweigen.“²⁶ Was Valéry als Gattinen-Mystik darstellt, ein privatisierter L'ami de peuple, läßt sein Schweigen mit Scheinbedeutung auf und lacht darüber, denn er steht unter diesem Verdacht nicht zuletzt bei sich selbst. Der Intellektuelle weiß mit seinem Schweigen etwas anzufangen, bereits die Drohung damit kennt er als wirkungsvolle Äußerung. Im Unterschied zu dem der Massen ist sein Schweigen gekonntes Schweigen. Seit einem Jahrhundert gibt er regelmäßig fingierte Todesanzeigen auf, in denen es heißt, das Ende der Philosophie, der Politik usw. stehe bevor. Damit kündigt er an, er wolle nun zurückgezogen seine Sache neu bedenken; er suche ein anderes Verhältnis zum Wissen, ein schweigendes Cogito, ungeheuer neu im Ausdruck stummer Kultur, einen Ausweg aus dem tödlichen Kreislauf der Prosa der Welt. Erfindet der Intellektuelle jetzt für sich, für den Menschen, für die Kultur der Massen, ein anderes Wissen? Oder propagiert er damit seinen Rückzug, den Einschluß in einen imaginären Salon?

Natalie Sarraute hat 1964 eine kleine Szene geschrieben, die sie *Das Schweigen* nannte²⁷. Sie schildert eine Gesellschaft, Intellektuelle unter sich, darin einer, der dabeisitzt ohne mitzureden. Die um ihn herum rätseln, versuchen seine Gefühle zu erraten, sie zeigen sich fast als Spiegelbild jener Menge, die Poe in London beobachtete, denn diesmal ist es der Flaneur, der im Visier gehalten wird. Sein Schweigen wird von der Neugier der Gesellschaft verfolgt. Hinter jeder seiner Bewegungen könnte ein Geheimnis stecken, was ist es? Ab und zu läßt das Interesse an ihm ein wenig nach, dann stürzt es sich wieder auf ihn, ja man gerät schier in Panik ob dieses intellektuellen Schweigens. Dann streift das Gespräch literarische Neuerscheinungen, jemand erwähnt einen Autor namens Labovic, er habe ein bemerkenswertes Buch geschrieben. Labovic? spricht plötzlich der bis dahin Schweigende. Alle springen erregt auf: Hören Sie, er hat was gesagt! Und der Schweigende fährt fort: Labovic, sagten Sie? Wo ist das Buch erschienen?

Anmerkungen

- 1 Poe, E. A.: Tales and poems, New York 1952, S. 319 ff.
- 2 Benjamin, W.: Das Passagen-Werk, I. Frankfurt/M. 1982, S. 425 f.
- 3 Adorno, Th. W.: In: E. Durkheim: Soziologie und Philosophie. Frankfurt/M. 1976, Einleitung S. 18.

- 4 Pound, E.: Dichtung und Prosa. Berlin 1956, S. 56/57. Als Gegenbegriff zu „Masse“ (Menge, crowd) wurde die „Gruppe“ etabliert: G. Simmel: Soziologie, 1908; diejenigen, die einander face to face kennen: Cooley, Social organisation, 1909.
- 5 Vgl. Michelet, J.: Geschichte der französischen Revolution, Bd. 9, 7. Kapitel. Hamburg o. J.
- 6 Moscovici, S.: Das Zeitalter der Massen, Frankfurt/M. 1986, S. 192.
- 7 Ebda., S. 217.
- 8 Benjamin, a. a. O., S. 468 f.
- 9 Spengler, O.: Der Untergang des Abendlandes, II. München 1922, S. 442.
- 10 Comenius, J. A.: Labyrinth der Welt. Leipzig 1964.
- 11 Benjamin, a. a. O., S. 443
- 12 Comenius, a. a. O., S. 159.
- 13 Ebda.
- 14 Michel, N.: Die Welt als Schule, S. 164.
- 15 Starobinski, J.: 1789: Die Embleme der Vernunft, Paderborn 1981, S. 51 f.
- 16 Vgl. Tocqueville, A. C.: Die Demokratie in Amerika. 1956.
- 17 Starobinski, J.: 1789: Die Embleme der Vernunft, Paderborn 1981.
- 18 Ortega y Gasset, J.: Der Aufstand der Massen, Stuttgart 1949, S. 63.
- 19 Postman, N.: Das Verschwinden der Kindheit, Frankfurt/M. 1983, S. 118 ff.
- 20 Leroi-Gourhan, A.: Hand und Wort, Frankfurt/M. 1980, S. 267, 422, 443.
- 21 Reich, W.: Die Massenpsychologie des Faschismus, Frankfurt/M. 1974, S. 200.
- 22 in: Freibeuter, 4, S. 43 f.
- 23 in: Freibeuter, 1, S. 25.
- 24 Ortega y Gasset, J.: Der Intellektuelle und der Andere, in: Betrachtungen über die Technik, Stuttgart 1949, S. 140 f.
- 25 Paz, O.: Verbindungen – Trennungen, Frankfurt/M. 1984, S. 179 f.
- 26 Vgl. Valéry, P.: Monsieur Teste, Leipzig 1983.
- 27 Sarraute, N.: Das Schweigen, Neuwied 1965.

Joseph Hoppe

Das Ohr als Tür zur Seele

Einiges zur Telephonie-Kultur

Bekannt und geläufig ist die Gliederung der geschichtlichen Epochen nach ihren visuell erfahrbaren Erscheinungsbildern. Wenn vom Empire, Jugendstil oder Bauhaus die Rede ist, kann jedermann ohne Schwierigkeiten eine zeitliche Einordnung vornehmen. Kaum jedoch ist eine Zuschreibung von Geräuschen und Tönen (außer, sie haben sich zu Musik kondensiert) zu ganz bestimmten Zeiträumen und gesellschaftlichen Bestimmungen gebräuchlich. In der Sprache der Filmtechnik wird der Begriff „Atmo“(-sphäre) für die selten bewußt gehörten, jedoch deutlich wahrnehmbaren Hintergrundgeräusche verwandt, die auch bei einer Szene ohne Sprache und Musik nicht fehlen dürfen, wenn der Film nicht als stumm aufgefaßt werden soll. Über die Zusammensetzung dieses Rauschens, dieses kaum definierbaren Geräuschpegels ist wenig bekannt, jedoch gibt es immer wieder einzelne Bestandteile, die eine signifikante Bedeutung erreichen können. Für das ausgehende Mittelalter hat der niederländische Historiker Johan Huizinga eine geradezu klassische Beschreibung gegeben: „Einen Laut gab es, der den Lärm des geschäftigen Lebens immer wieder übertönte, der, wenn auch noch so vielfältig, doch nie verwirrend klang und alles vorübergehend in eine Sphäre der Ordnung emporhob: die Glocken. Die Glocken waren im täglichen Leben wie warnende gute Geister, die mit vertrauter Stimme bald Trauer, bald Freude, bald Ruhe, bald Unruhe kündeten, bald zusammenriefen, bald ermahnten ... Man war trotz des übervielen Läutens nie abgestumpft gegen ihren Klang.“⁴¹

Eines der Geräusche, denen man heute eine den Alltag ähnlich strukturierende Wirkung zuschreiben kann, ist die Klingel des Telefons. Wenig Geräusche können eine solche Bandbreite von Emotionen freisetzen wie das Signal eines um ein Gespräch ersuchenden Anrufers. In Behörden und Banken fällt immer wieder auf, daß der sich telephonisch Meldende mit bevorzugter Behandlung rechnen kann, obgleich sich eine lange Schlange vor dem betreffenden Sachbearbeiter gebildet haben mag, der, sobald er den Hörer ans Ohr geführt hat, in einer jenseitigen Welt zu verschwinden scheint, aus der den unfreiwilligen Zuhörer nur ein Puzzle von unverständlichem Gemurmel und endlose Serien von „Ja's“ mit den unterschiedlichsten Bedeutungen erreicht. Besonders eindrucksvoll kann sich der Eingang eines Telefongesprächs während eines privaten Besuchs gestalten. Sehr schnell verrät der angeschlagene Ton dem Besucher, wie er seine Rolle in einem solchen Fall aufzufassen hat. Lange, gedehnte und absichtlich vieldeutige

Antworten des Besuchten, eine Geste des Abwendens, ein nach innen gekehrter Blick, eine kauernde Stellung um den fest an die Wangen gepreßten Telephonhörer geben dem Besucher, der sich nicht der Unsensibilität schelten lassen will, einen deutlichen Hinweis, für die Dauer des Gesprächs unter einem einigermaßen plausiblen und nicht zu laut gesprochenen Vorwand den Raum zu verlassen und sich nach einer anderen Beschäftigung umzusehen. Ein beträchtliches mimetisches Repertoire weiß auch der ansonsten nicht übermäßig ausdrucksstarke Zeitgenosse zu entwickeln, wenn er seinem Besucher signalisieren möchte, daß ihm dieser viel wichtiger und interessanter erscheine als der nur leider nicht so leicht verstummende Anrufer. Eben diese Situation beschreibt Max Horkheimer in einer seiner *Notizen in Deutschland*. „Wenn du bei einem Bekannten zu Besuch bist und er wird ans Telephon gerufen, so erlebst du manchmal eine peinliche Überraschung. Während er dem Unterredner am anderen Ende der Leitung mit freundlicher Stimme antwortet, gibt er dir selbst Zeichen von Ungeduld. Er zeigt dir, wie lästig ihm das Gespräch ist. Seine verbindliche Stimme, die du selbst oft genug auf die gleiche Weise zu hören bekommst, ist bloße Konvention: Dein Bekannter lügt am Telephon. Wenn du öfters bei diesem Bekannten zu Gast bist, wirst du erfahren, daß der Ton seiner Stimme ungeheuer nuancierbar ist. Es gibt eine Skala von der dienstbeflissenen Höflichkeit über die selbstverständliche Verbindlichkeit bis hinab zu der Kundgabe merkbarer Ungeduld. Die Stimme eines Menschen am Telephon enthüllt seine differenziertesten Beziehungen zur Welt besonders gut, denn am Telephon legt er alles in diese Äußerung.“²

Horkheimer wollte mit dieser Bemerkung darauf hinweisen, daß das Verhalten der Menschen auch am Telephon von seiner sozialen und materiellen Stellung geprägt ist und „daß der Zwang des Lebenskampfes die Beziehungen der Menschen regelt“.³ Damit erscheint das Telephon bei der Analyse menschlicher Beziehungen letztlich als abstrahierbar, seine einzige Besonderheit soll darin bestehen, daß sich an seinem Gebrauch deutlicher die gesellschaftliche Konvention erweist. Hier soll nun der Vermutung nachgegangen werden, daß die Beziehungen der Menschen auf lange Sicht nicht unbeeinträchtigt bleiben können in ihrer Eigenart, wenn ihr Träger erst einmal im größeren Umfang das Telephon geworden ist. Eine kurze Selbstreflexion wird bei beinahe jedem Überraschung auslösen über den großen Anteil der telephonischen Kommunikation an der Erledigung auch privatester Angelegenheiten, ganz zu schweigen von den organisatorischen. (Ein gutes Telephonat ist besser als ein langer Brief, wissen schon seit langem alle Verwalter.) Während jedoch jedes andere Medium der rigidesten kulturkritischen Betrachtung ausgesetzt gewesen ist, während die Einführung neuer Medien mit dem Einwand zurückgewiesen wird, sie zerstöre die gewachsene Ordnung des Sozialen und bedrohe die letzten Reste des Pri-

vaten, ist dessen Alltag längst gekennzeichnet vom extensiven Gebrauch eines Mediums, dem entfremdende Wirkung von den wenigsten nachgesagt wird, wenn denn seine Existenz überhaupt noch wahrgenommen wird. Während der TV-Konsum zurückgeht bzw. eine von den Konsumenten beeinflussbare Form annimmt (Video/Videospiele), rückt mit den neuen Technologien der Informationsübermittlung nicht mehr der Bildschirm sondern das Telephonnetz in erweiterter Form in den Mittelpunkt der absehbaren Entwicklung. Bildschirm, Speicher und Rechner sind Handlanger einer neuen Infrastruktur der Informiertheit, die erst in Ansätzen sichtbar ist, deren Kern jedenfalls das Telephon mit seiner Dialogfähigkeit sein wird. Mit den neuen Medien vollzieht sich auch für die Mensch-Maschine-Beziehung, was seit der intensiveren Benutzung des Telephons eine mühsam eingeübte, jetzt jedoch anerkannte Kulturtechnik geworden ist. Der Dialog löst sich von der physischen Begegnung, er wird als Interaktion mit einem anderen Menschen wesentlich Leistung der Imagination. Der Fähigkeit der Dialogpartner, alles, was überhaupt gesagt werden kann, in einen sprachlichen Ausdruck zu bringen und korrespondierend die Fähigkeit, die feinsten Nuancierungen der Betonung, der Artikulation, der Anlage von Pausen und der Benutzung von bestimmten Redewendungen zu hören und zu interpretieren, sind die Bedingungen einer entwickelten telephonischen Kultur. Die Telephonie reduziert das Repertoire der Ausdrucksmöglichkeiten zwar um Gestik, Mimik und Geruch/Duft, fördert dabei aber auch eine Konzentration auf die zentralen Medien der menschlichen Verständigung – Gehör und Sprache. „Da der Mensch bloß durch das Gehör die Sprachen der lehrenden Natur empfängt, und ohne das die Sprache nicht erfinden kann: so ist das Gehör auf gewisse Weise der Mittlere seiner Sinne, die eigentliche Thür zur Seele, und das Verbindungsband der übrigen Sinne geworden“⁴⁴, heißt es schon in der klassischen *Abhandlung über den Ursprung der Sprache*. Auf erstaunliche Weise scheint so die modernste Gestalt der Kommunikation wieder eine der ältesten Definitionen des sprachlichen Verkehrs zu bestätigen. Der Telephonhörer, kurzgeschlossen mit dem Ohr, dem Gehör als der „eigentlichen Thür der Seele“, das erklärt die rätselhaft innige Beziehung vieler an einen Apparat, dessen technische Konstruktion vergleichsweise primitiv ist und der als ästhetisches Objekt zumindest in Deutschland (in den USA und Italien ist das anders) überhaupt nicht in Erscheinung tritt. Ein Blick auf die Entwicklungsgeschichte der Telephonie als quasihumanem Organ legt überraschende Tatsachen frei. Je mehr das Telephon in seiner idealen Funktion als Mittler auch des intimsten Dialogs sich durchzusetzen vermochte, desto weniger wurden die Benutzer sich seiner Existenz bewußt. Je deutlicher die noch vor gut einem Jahrhundert für unmöglich erklärte Utopie der Omnipräsenz der menschlichen Stimme sich realisierte, desto mehr entschwand das Telephon der Wahrnehmung und Reflexion. Die Erfüllung des archaischen

Wunsches nach dem spontanen Dialog mit einem Abwesenden ließ das Mittel der Wunscherfüllung in Vergessenheit geraten. Nur noch der Hadernde nimmt das Telephon als Hindernis einer *echten* Kommunikation wahr, wer sich ihm anvertraut, verliert es aus dem Gedächtnis, ebenso wie man auch nicht erklären kann, auf welche Weise man es gelernt hat, sich schwimmend über Wasser zu halten. Der Umgang mit dem Medium kann sogar rasch Formen der Hingabe, des Verfallenseins auslösen wie sie, übrigens auch schon in der Frühzeit des Telephons, besonders bei Kindern auftritt. Vor allem ältere Kinder scheinen sich in Telephongesprächen mit Gleichaltrigen in einer Weise öffnen zu können, scheinen auch die Mitteilungen des Anderen mit einer augenschließenden Aufmerksamkeit hinzunehmen, die im face-to-face-Kontakt sehr selten zu beobachten ist. Das Telephon ist hier eindeutig das Medium einer nichtkörperlichen Innigkeit, die sonst vielleicht in bestimmten Phasen der Briefkultur besonders des achtzehnten Jahrhunderts zu beobachten war.⁵

Es scheint ja die Konzentration auf die Wahrnehmung einer Stimme, die Reduktion des zwischenmenschlichen Verkehrs auf den Ohr-Stimme-Komplex, leicht eine eigentümliche Gewalt über die Menschen gewinnen zu können. So gilt in der Diplomatie als Höhepunkt der Konfrontation von Machthabern, der nur mit viel vorbereitendem Aufwand zu inszenieren ist, das *Gespräch unter vier Augen*, das richtiger jedoch Gespräch unter vier Ohren heißen müßte. Sehr viel mehr als die Anwesenheit weiterer Augen würden nämlich mehr als vier beteiligte Ohren den Zweck der Zusammenkunft verfehlen lassen. Es scheint jedoch eine besonders in Europa kultivierte, Jahrhunderte alte Faszination an der Schrift bei der Wertung der Sinne den Augensinn derart präferiert zu haben, daß nur sehr langsam wieder die Rolle der Rede, des Sprechens für die Konstitution des Sozialen wiederentdeckt wird.

Möglicherweise ist der Ohr-Stimme-Komplex auch deswegen so sehr der Geringschätzung verfallen, weil der Mensch am ehesten über das Ohr beeinflussbar zu sein scheint. „Er ist Einflüsterungen erlegen“, heißt es von jemandem, der beharrlich und gegen mögliches besseres Wissen einen falschen Weg zu gehen scheint. (Die Kinder singen: Er hat „nen kleinen Mann im Ohr, der sagt ihm alles vor.“)⁶

Die Kanäle der sprachlichen/mündlichen Verständigung haben anders als die der Schrift eine besondere Affinität zum Obskuren und zur Verführung. Besonders das frühe 19. Jahrhundert war ebensowohl geängstigt wie hingerissen von den hypnotischen Wirkungen der Stimme. Mit der Erforschung der Beziehungen zwischen Sprechen und Redramatisierung des ins Unbewußte abgesunkenen Traumas hat die Psychoanalyse die entscheidende Rolle des akustischen settings für die Behandlung entdeckt und genutzt. Freud hat in den *Ratschlägen für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung* eine *Grundregel* für den Verkehr zwischen Arzt und Patient formuliert: „Wie der Analytierte alles

mitteilen soll, was er in seiner Selbstbeobachtung erhascht, ... so soll sich der Arzt in den Stand setzen, alles ihm Mitgeteilte für die Zwecke der Deutung, der Erkennung des verborgenen Unbewußten zu verwenden, ohne die vom Kranken aufgegebene Auswahl durch eine eigene Zensur zu ersetzen, in eine Formel gefaßt: Er soll dem gebenden Unbewußten des Kranken sein eigenes Unbewußtes als empfangendes Organ zuwenden, sich auf den Analysierten einstellen wie der Receiver des Telephons zum Teller eingestellt ist. Wie der Receiver die von Schallwellen angeregten elektrischen Schwankungen der Leitung wieder in Schallwellen verwandelt, so ist das Unbewußte des Arztes befähigt, aus dem ihm mitgeteilten Abkömmlingen des Unbewußten dieses Unbewußte, welches die Einfälle des Kranken determiniert hat, wiederherzustellen.“⁷

Es kann kein Zufall sein, daß Freud ausgerechnet bei der Formulierung der analytischen Grundregel eine Metapher wählt, die sich der Funktionsweise des Telephons bedient. Es erscheint hier das Telephon als Kommunikationsmittel schlechthin, da hier die Verständigung am wenigsten gestört ist durch die Imponderabilien des Aussehens, der Kleidung, der Umgebung. Ihm realisiert sich mit dem Telephon ein Ideal der unverstellten, ungetrübten Mitteilung, in deren Perfektion die Existenz eines Mittlers, eines Mediums ganz zu verschwinden scheint. So ist ja ähnlich der telephonischen die analytische Situation gekennzeichnet durch das absichtliche Ausschalten aller visuellen Reize und erschöpft sich, wenigstens aus der Sicht des Analysanden, auf eine Begegnung zweier Stimmen. Die wirklich freie und ungehinderte Arbeit entlang der Assoziationen des Patienten könne nur durch die Konzentration auf die innere und die dialogisierende Stimme zustande kommen, sagt Freud, und gibt damit dem Ohr-Stimme-Komplex eine für die Konstitution des Bewußten ganz neue Bedeutung. Genauer: Er deckt damit die enge Beziehung zwischen gesprochenem Wort und Seelenbefindlichkeit, die in den Jahrhunderten der Schriftkultur nur verschüttet worden ist, wieder auf, erneuert ein Wissen, das in stärker oral geprägten Kulturen immer vorhanden gewesen ist. Auch in den christlichen Traditionen ist ja die Erlösung von der Sünde immer eine Leistung des gesprochenen Wortes, nicht der Schrift. In der Rechtsprechung (sic), sonst einer der am stärksten verschriftlichen Kulturpraktiken, endet das Verfahren für den Beschuldigten glücklich mit dem Freispruch. Das Verfahren folgt selbst immer noch dem strikt eingehaltenen Prinzip von Rede und Widerrede, ist im Interesse der Auflösung eines verwickelten Sachverhalts streng dialogisch organisiert. Die überraschend leichte Adaption der Telephonie in die menschlichen Verkehrsformen mag sich also auch daraus erklären lassen, daß mit ihr eine existenzielle Form der Begegnung wieder kultiviert werden kann. Welche hervorragende Rolle der Geschmackssinn für die Arbeit der Erinnerung in Prousts *Recherche* spielt, dürfte allgemein bekannt sein. Ihm kommt

eine Art Initialfunktion zu für die monomane Leistung der Mnemosyne und Imagination. Auffallend ist jedoch, daß die ins Spiel tretenden Figuren sehr häufig über den Tonfall der Stimme und die Weise des Sprechens charakterisiert werden. Wenn andere Romanciers ihr Ziel darin gesehen haben, dem Leser ein *Bild* der Geschichte und ihrer Personen vor dem inneren Auge erstehen zu lassen, so scheint Prousts Ehrgeiz auch darin zu bestehen, ihren Klangeindruck zu beschreiben, eine Ästhetik der akustischen Qualitäten einer versunkenen Welt zu entwerfen. So lauten die ersten Sätze, mit denen wir in die *Welt der Guermantes* eingeführt werden: „Das Vogelgezwitscher am Morgen schien Françoise nur dumm. Jedes Wort der *Mädchen* brachte sie in Wallung; ihr Hin- und Herlaufen störte sie, und sie fragte sich, was es bedeuten möge. Um es kurz zu sagen: Wir waren umgezogen: Gewiß hatten sich die Dientboten im sechsten Arrondissement von Paris, in dem wir vorher wohnten, nicht weniger geräuschvoll aufgeführt, aber die hatte sie gekannt; ihr Kommen und Gehen war für sie zur trauten Gewohnheit geworden. Jetzt weckte sogar die Stille in ihr grübelnde Aufmerksamkeit. Und da unser neues Stadtviertel so ruhig schien, wie der alte Boulevard, auf den unsere Fenster hinausgingen, lärmend gewesen war, kamen der im Exil lebenden Françoise bei dem selbst von fern deutlich, wenn auch zart wie ein Orchestermotiv aufklingenden Gesang einer vorüberschwebenden menschlichen Stimme die Tränen in die Augen“.⁸ Es wird also nicht zunächst ein Interieur geschildert, eine Landschaft oder eine andere Kulisse der Handlungen und Reflexionen, sondern der Hintergrund der Geräusche, die diffus oder erschreckend laut-sprechen. Das Organ der Welterfahrung ist hier nicht das Auge, sondern das Ohr, über das der Zugang zum sensitiven Erleben ermöglicht wird. Die Schlüsselposition in der Welterfahrung als Hörerlebnis nimmt die Wahrnehmung einer anderen Stimme ein, hier die einer zufällig vorübergehenden, singenden Person, die den Gegensatz zur zwar geschäftigen, aber freudlosen neuen Heimat von Françoise und Marcel verkörpert. Nur einer oberflächlichen Lektüre mag Prousts Roman als eine endlose Beschreibung von Garderoben, Möbeln, Gedecken, Mahlzeiten und Tics erscheinen, die ebenso detailgetreu wie unpersönlich und seelenlos ist und nichts von den Empfindungen des peniblen Beobachters verrät. (Nach einer Bemerkung von Benjamin soll die *Recherche* in deutschen Adelskreisen zunächst wie ein Kommentar zum *Gotha* gelesen worden sein.) Das psychische Befinden, die Konnotationen von Erinnerung und Stimmung des Chronisten schlägt immer dann durch, wenn sich dem Erzähler eine andere Stimme eingepreßt hat. Das Ohr stellt hier maßgeblich das Verbindungsorgan zur Welt der Emotionen dar. Die *Recherche* ist überaus reich an Stellen der Begegnung zumal des jungen Marcel mit Erwachsenen, die er bewundert und verachtet und die er wesentlich über die Wahrnehmung ihrer Stimme kennenlernt und beurteilt. Es finden sich ritualähnliche Formen des Zusam-

mentreffens, so mit der ersten Geliebten Gilberte oder mit dem Dichter Bergotte, die nicht im direkten Gespräch oder einer Berührung einen ersten Höhepunkt finden, sondern in der Nennung des Namens. Wenn die Nuancen von Artikulation, Vokalbildung, Rhetorik dem Erzähler Material bieten zur Erkenntnis und Verdeutlichung von Charaktereigenschaften und Mentalitäten, dann ist der gehörte Name so etwas wie eine plötzliche Enträtselung, eine dramatische Wendung in der Geschichte einer Begegnung.

So nimmt es nicht wunder, daß die wahrscheinlich aufschlußreichste Beschreibung der rein auditiven Begegnung am Telephon sich bei Proust findet. Marcel lebt zeitweise in Doncières, wo er seinen Militärdienst ableistet, als von seinem Freund Saint-Loup ein Gespräch mit der in Paris lebenden, kränkelnden Großmutter arrangiert wird. Proust selbst hat seinen Militärdienst im Jahre 1889 angetreten, als das Telephon in Frankreich seit 12 Jahren zwar schon bekannt war, während die ersten interurbanen Verbindungen jedoch noch ein Novum darstellten. Besonders in Frankreich gebot die konventionelle Etikette noch lange über die Jahrhundertwende hinaus, daß Telephone einzig von Dienstboten zu traktieren seien.⁹ Auch Benjamin ist diese Frühgeschichte des Telephons noch gegenwärtig gewesen: „Und so durfte ich erleben, wie es die Erniedrigung der Frühzeit in seiner stolzen Laufbahn überwand. Denn als Kronleuchter, Ofenschirm und Zimmerpalme, Konsole, Gueridon und Erkerbrüstung, die damals in den Vorderzimmern prangten, schon längst verdorben und gestorben waren, hielt, einem sagenhaften Helden gleich, der in der Bergschlucht ausgesetzt gewesen, den dunklen Korridor im Rücken lassend, der Apparat den königlichen Einzug in die gelichteten und helleren, nun von einem jüngerem Geschlecht bewohnten Räume.“¹⁰ Es ist also nicht sehr wahrscheinlich, daß die Proustsche Telephonepisode sich tatsächlich in ähnlicher Form wie geschildert zugetragen hat; es spricht mehr für die Annahme, daß Proust hier einen Wendepunkt der Geschichte mit einer kathartischen, intensiven Situation verbinden und erklären möchte. „Das Telephon war in jener Epoche noch nicht so im Schwange wie heute. Und doch braucht die Gewohnheit so wenig Zeit, die eben noch von Weihe umgebenen Kräfte, mit denen wir den Kontakt aufgenommen hatten, ihres Geheimnisses zu entkleiden“¹¹, daß Marcel sofort an eine Beschwerde denkt, als die Verbindung seiner Ansicht nach nicht schnell genug zustande kommt und muß erstaunt feststellen, daß der eigentlich „an jähen Überraschungen reiche, bewunderungswürdige, märchenhafte Vorgang“¹² ihm zunächst wenig Respekt abnötigt und er nur am technischen Gelingen interessiert ist. Auf die Verbindung wartend, erschließt sich ihm jedoch allmählich der liturgische und symbolische Charakter des Geschehens, dank dessen es möglich sein wird, eine geliebte Person unter einem anderen Himmel, über eine große Entfernung hinweg, „in einem Augenblick, da unsere Laune es befiehlt, dicht vor unser Ohr zu

bringen¹³. Die Rolle der *Priesterinnen*, denen die Einleitung und Überwachung des Rituals obliegt, haben die Damen des Amtes inne, die „immer wachen, klugen Jungfrauen ... jene Allmächtigen, die bewirken, daß Abwesende plötzlich neben uns stehen, freilich, ohne daß wir sie sehen dürfen, die Danaiden des nicht zu erschauenden, die ironischen Furien,“ die intimsten Gespräche im unpassendsten Moment unterbrechen¹⁴, die ewig gereizten Priesterinnen des Mysteriums, die so leicht gekränkten Priesterinnen des Unsichtbaren¹⁵. Zweierlei macht das Mysterium der telephonischen Kommunikation aus; zum einen ist es der Schauer, der den der Technik Unkundigen befällt, wenn ein von alters her feststehendes a priori der Welterfahrung mit wenigen Handgriffen aufgehoben wird, hier jenes, das zur Voraussetzung eines Gesprächs die körperliche Anwesenheit zweier Menschen macht. Erinnerungen an magische Rituale stellen sich ein, an zauberhafte Geschehnisse, bei denen Wie und Warum (noch) unerklärt bleiben, wo jedoch das blanke Ergebnis so überraschend wie überzeugend ist. Gerade Prousts allegorische und mythologische Fassung des Geschehnisses findet sich ähnlich in zeitgenössischen Publikationen regelmäßig; Proust scheint sie hier mit einem leichten ironischen Unterton zu zitieren. Was von der Technik zur Verfügung gestellt wird, scheint die beteiligten Individuen auf geheimnisvolle Weise zu neuen Wesen mit vorzeitlichen Fähigkeiten zu machen. Das Enigmatische der Welt liegt nicht mehr im Fernen und Fremden, sondern findet sich in den Schöpfungen des modernen Menschen, die zum spielerischen Gebrauch einladen und plötzlich ihre Tücke enthüllen. Die eigentliche Mittlerin, das *Medium* des Vorgangs, das Fräulein vom Amt, damals noch unverzichtbar bei den sogenannten long-distance-Gesprächen, ist bald Dienerin des Dialogs, dann wieder *unerbittliche Gottheit*, die rücksichtslos ihre Launen gegen jetzt wieder hilflose Opfer des Rituals wenden kann. Es handelt sich hier letztlich nicht um einen Dialog, sondern um einen Trialog, um eine gewissermaßen vorprotestantische Begegnung mit dem Göttlichen.

Als Mysterium erscheint bei Proust aber auch die eigenartige Konfrontation und Verschmelzung zweier Stimmen. „Wirkliche Gegenwart einer so nahem Stimme – bei tatsächlicher Trennung! Aber Vorwegnahme einer ewigen Trennung. Oft, wenn ich zuhörte ohne die zu sehen, die von so weither zu ihm sprach, schien es mir, als steige diese Stimme aus Tiefen klagend auf, aus denen man niemals wiederkehrt, und ich habe schon damals die Angst an mir erfahren, die eines Tages mich ganz umfassen sollte, wenn eine Stimme (nur sie, die nicht mehr mit einem Leib in Verbindung stand, den ich niemals wiedersehen sollte) auf ähnliche Weise noch einmal an meinem Ohr die Worte flüsterte: „Worte, die ich im Vorüberhuschen von Lippen hätte wegküssen mögen, die für immer zu Staub zerfallen sind.“¹⁶ Proust hat als erster den arkadischen Sprachraum der Telephonie wahrgenommen, in dem Regungen und Bewegungen des Seelischen ein neues und wahlver-

wandtes Medium zu finden scheinen. Damit ist Proust seiner Zeit weit vorausgewesen, denn noch vor einigen Jahren galt es in Mitteleuropa (anders als in Amerika) als unschicklich, sich in seinen geheimen Wünschen und Erklärungen dem Medium Telephon anzuvertrauen. Eine quasi-körperliche Intimität verbindet sich mit einer zum Dialog zwingenden Distanzempfindung; die bekannten Formen der Intimität und Nähe lösen sich auf und formieren sich gleichzeitig zu einer ganz neuen Erfahrungsdichte:

„... dann sprach ich, und nach ein paar Augenblicken der Stille hörte ich mit einemmal die Stimme, die ich zu Unrecht so wohl zu kennen meinte, denn bis dahin hatte ich jedesmal, wenn meine Großmutter mit mir sprach, das, was sie sagte, in der aufgeschlagenen Partitur ihrer Züge verfolgt, unter denen die Augen so viel Gewicht besaßen; ihrer bloßen Stimme aber lauschte ich jetzt zum ersten Mal. Da aber diese Stimme mir in ihren Maßen von dem Augenblick an, da sie für sich ein Ganzes darstellte, ganz verändert schien und isoliert zu mir drang ohne Begleitung durch das Gesicht, entdeckte ich erst, wie sanft und weich diese Stimme war; vielleicht übrigens war sie es nie in diesem Maße gewesen, denn meine Großmutter, die mich fern und unglücklich währte, glaubte sich einer Zärtlichkeit freimütig hingeben zu dürfen, die sie sonst, aus erzieherischen Grundsätzen heraus, zurückhielt oder gänzlich verbarg. Sie war sanft – aber freilich wie traurig auch! – zunächst schon wegen eben ihrer Süße, mehr als nur wenige menschliche Stimmen es jemals gewesen sein mögen; von aller Härte, von jedem Element der Auflehnung gegen andere, von jeder Ichsucht filtriert, verletzlich vor lauter Zartheit, schien sie in jeder Sekunde nahe daran, gebrochen in Tränen zu enden; zudem nahm ich auch erst jetzt, da ich sie allein vor mir hatte, ohne die Maske des Gesichts, zum ersten Male richtig wahr, wieviel Kümernisse im Laufe des Leben ihre Brüchigkeit verschuldet haben mochten.“¹⁷

Marcel deutet das telephonische Gespräch mit der Großmutter als Symbol ihrer beider Situation der Einsamkeit, doch kann es zugleich den Schmerz des Für-sich-seins anstacheln und lindern. Zum ersten Mal weiß er seine Beziehung zu ihr frei von den gesellschaftlichen Konventionen, in denen sie ihm bislang begegnete, mit Tadel und Verboten nicht sparend. Er beginnt das Ausmaß der Liebe zu ahnen, zu dem er sich bekennen möchte, da die beiden auferlegten Zwänge des Alltags von ihnen genommen zu sein scheinen. In seinem Überschwang ist ihm die eigenartige Situation der Telephonie eine Vorahnung, nicht frei von Schrecken. Das Mysterium nimmt unheimliche Gestalt an:

„Ich rief: ‚Großmutter, Großmutter‘ und hätte sie am liebsten geküßt; aber nur die Stimme war da, ungreifbar geisterhaft wie eine Erscheinung, die mich vielleicht noch einmal aufsuchen würde, wenn meine Großmutter schon gestorben wäre. ‚Sprich doch zu mir!‘ – doch da gerade trat ein, was mich noch einsamer machte: ich hörte ihre Stimme nicht mehr.“¹⁸ Noch ist das Medium imstande, durch einen technischen Kollaps die eigene Entzauberung zu inszenieren. Marcel bricht seinen Militärdienst ab und reist zurück nach Paris.

Anmerkungen

- 1 Huizinga 1969, S. 2/3.
- 2 Horkheimer 1934, S. 224.
- 3 Ebda., S. 225.
- 4 Herder 1891, S. 65.
- 5 Liede/Ziehe 1983.
- 6 Am deutlichsten zeigt sich die suspekte Wertung der mit der Sprache befaßten Sinne im Begriff „Hörigkeit“. Leider können Ohr und Stimme als Organe des Erotischen hier nicht in wünschenswerter Ausführlichkeit behandelt werden.
- 7 Freud 1912, S. 381 ff.
- 8 Proust 1979, S. 1257.
- 9 Von de Gaulle wird berichtet, daß er zeitlebens nie telephonierte habe.
- 10 Benjamin 1975, S. 22/3.
- 11 Proust 1979, S. 1421/2.
- 12 A. a. O., S. 1422.
- 13 Ebda.
- 14 So geschieht es Marcel in einer späteren Szene, als er ein diskretes Gespräch mit Andréa zu führen versucht, dessen Fluß mehrfach durch die „schwindelnd rasch beweglichen Dienerinnen der so leicht erzürnten Gottheiten“ (a. a. O., S. 2882) unterbrochen wird.
- 15 A. a. O., S. 1422/3.
- 16 A. a. O., S. 1423.
- 17 A. a. O., S. 1424.
- 18 A. a. O., S. 1425.

Literatur

- Benjamin, W.: Berliner Kindheit um Neunzehnhundert, Frankfurt/M. 1975.
- Freud, S.: Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung. In: Gesammelte Werke, Frankfurt/M. 1972, Bd. 8.
- Herder, J. G.: Abhandlung über den Ursprung der Sprache (1772). In: Sämtliche Werke, hg. v. Bernhard Suphahn, Berlin 1891, Bd. V, S. 1 ff.
- Regius (d. i. Max Horkheimer): Dämmerung. Notizen in Deutschland, Zürich 1934.
- Huizinga, J.: Herbst des Mittelalters, Stuttgart 1969.
- Liede, M./Ziehe, Th.: Über Telefonitis, die Liebe zu alten Klamotten und den Hunger nach Intensität, Reinbek 1983.
- Proust, M.: Auf der Suche nach der verlorenen Zeit, Ausgabe in zehn Bänden, Frankfurt/M. 1979.

Damnatio Memoriae und die Rhetorik des Vergessens

Es ist leicht, vorauszusagen, daß die herrschende Denkfigur einer Konferenz über das Schweigen das Paradoxon sein wird. Als Stilfigur wird das Oxymoron überhand nehmen. Als Kinderstube beider Figuren besitzen wir Deutschen seit genau 40 Jahren die *Dialektik der Aufklärung*.

Auch die Rhetorik des Vergessens, die die historische Avantgarde zwischen 1910 und 1930 entwickelt hat, mündete in Paradoxien. Das ist umso denkwürdiger, als die Avantgardisten diese Rhetorik entwickelt hatten, um sich vom lähmenden Historismus zu befreien und handlungsfähig zu werden.¹ Die Rhetoren können nicht beabsichtigt haben, sich in Situationen zu manovrieren, die paradox genug waren, um als handlungslähmend erfahren zu werden. In dieser Situation rettete sie nur der Sprung in die Dezsision. Während des Sprunges schwiegen sie.

Ich möchte mich in meinen Ausführungen von der lähmenden Grazie der Paradoxie etwas entfernen, indem ich die Rhetorik des Vergessens zu einem Gegenstand einer untergegangenen Epoche mache.

Meinen Ausführungen will ich drei Gedanken voranschicken, die mir wichtig scheinen, wenn ich im Laufe meiner Überlegungen das Problem von Schweigen und Dezsision berühren will:

- Die Tiefe des Schweigens reicht, wenn es hoch kommt, bis zur Oberfläche des Handelns.
- Die Rhetorik des Vergessens führt, wenn man Glück hat, zur meditatierenden Verlangsamung der Aktion.
- Schweigen verbürgt so wenig wie die Rede. Der Mantel des Schweigens ist nur das Innenfutter der Rede.

1. Damnatio Memoriae

Das römische Recht der Kaiserzeit kannte die Strafe der damnatio memoriae.² Sie konnte im Falle von Majestätsverbrechen verhängt werden. Der Name des Verurteilten wurde von der Bildsäule entfernt, die Statue gestürzt, das Profil mit schwarzer Farbe unkenntlich gemacht oder aus Münzen ausgekratzt, die Bronze eingeschmolzen, das Relief zerhackt. „Imagostrafen“ und „Namenserasion“ sind allerdings nicht erst Errungenschaften der römischen Kaiserzeit. Sie sind älteren Ursprungs. Die Tilgungen von Königsnamen auf Nilschlammziegeln und Krugetiketten im Alten Reich Mesopotamiens gelten als frühe Dokumente der damnatio³.

Diese Prozeduren des Vergessenmachens zählen, wie wir wissen, als Herrschaftstechnik nicht zum alten Eisen. Unbeirrt von den Erkenntnissen der Psychoanalyse, die davon ausgeht, daß das Eradierte in Tiefenschichten eingraviert bleibt, werden nach wie vor die externen Gefäße des Gedächtnisses zerstört, Fotos retuschiert, Behausungen dem Erdboden gleichgemacht.

Seit einiger Zeit wartet nun die neo-avantgardistische Kunst mit einer Überraschung auf. Sie erinnert sich der alten Technik der *damnatio memoriae*: Bildnisse werden übermalt, Denkmäler verschnürt, Herrschaftsportraits entstellt – um sie der Vergessenheit zu entreißen, in die das kollektive Gedächtnis sie versenkt hatte.

Was ist die Quelle des ästhetischen Vergnügens an der *damnatio memoriae*? Wirkt es entlastend, sich zu vergegenwärtigen, daß die kollektiven Erfahrungen nicht in psychischen Depots eingekellert, sondern – extern – im physikalischen Feld der Dinge gespeichert, Wind und Wetter ausgesetzt, vor Demolierung nicht geschützt sind? Verspricht die *damnatio memoriae* die Entpsychologisierung der Dialektik von Erinnern und Vergessen?

Vielleicht können einige Merkwürdigkeiten, die die Forschungsliteratur bei der Untersuchung der antiken Vergessenstechnik zu Tage gefördert hat, eine Antwort auf diese Fragen erleichtern: Den Imagostrafen lagen magische Praktiken zugrunde, in denen das Bildnis mit dem Dargestellten identifiziert wurde. Dabei spielte vielfach die Vorstellung eine Rolle, daß eine Verletzung, die man einer Statue zufügt, den Dargestellten als Schmerz träfe. Es wird berichtet, daß in Thaos die Statue eines verstorbenen und in Ungnade gefallenen Athleten allnächtlich ausgepeitscht wurde.⁴ Im Rahmen der magischen Vorstellungswelt war es sinnvoll, daß Nero gestürzte Statuen konkurrierender Sänger mit Haken in die Latrinen schleifen ließ.

Das Bildnisrecht war ein Vorrecht des *Princeps*. Während es allgemein römische Rechtsgewohnheit war, die sozial Bevorrechteten geringer zu bestrafen, richtete sich die *abolitio memoriae* in ungleich härterem Maße gegen sie. Allerdings war die Imagostrafe reversibel. Es wird berichtet, daß eine für besondere Aufgaben abkommandierte Truppe, die *veixillationes*, zur Tilgung eines Namens ausgesandt wurde, später aber die Statuen wieder instandsetzen und die ausgekratzten Namen wieder einsetzen mußte.⁵

Wenn die *damnatio memoriae* perfekt ausgeführt worden wäre, würden wir heute kaum über die Objekte verfügen, an denen sich das Verfahren nachweisen ließe. Aber obwohl die *damnatio memoriae* auch an den in Privathäusern aufgestellten Statuen vollstreckt wurde, blieben genügend Beispiele erhalten. Einer der Forscher bemerkt, daß die Strafe offensichtlich nicht perfekt im Sinne der „deutschen Gründlichkeit“ vollzogen worden sei. Er erwägt drei Gründe, die den Umstand der Überlieferung erklären helfen:

- In der Hast der Ereignisse wurden Inschriften in Ermangelung eines Steinmetzen schnell mit Lehm verschmiert, die Gesichter mit schwarzer Farbe unkenntlich gemacht;
- das Ausmaß der „Volkswut“ war so groß, daß man sich nicht die Zeit zur mühsamen Namensausmeißelung gelassen, sondern in kurzem Prozeß die Bildsäulen in einen Graben gestürzt hat; z. B. in die Latrinen, in denen sie konserviert blieben;
- die Überlieferung des Namens des zur Vergessenheit Verurteilten verdankte sich dem Umstand, daß er aus den öffentlichen Urkunden und Magistratslisten der Gemeinden nicht ausgelöscht wurde, um die Kontinuität der Geschlechter doch noch in der ununterbrochenen Namenskette zu verbürgen.⁶

Es ist schließlich nicht auszuschließen, daß diese damnatio gar nicht auf völlige Auslöschung zielte. Ein Fall, den Seneca berichtet, weist auf diese Möglichkeit. Danach ließ Sulla die zahlreichen Statuen des Popularen Marius Gratidianus nicht einfach umstürzen, sondern, wie es heißt: „praefringi crura, erui oculi, amputari linguam, manus iussit.“⁷ Das Herausschneiden der Zunge zeigt vielleicht am deutlichsten, warum es hier ging: nicht um die Auslöschung aus dem Gedächtnis, sondern um öffentliche Depotenzierung. Noch eine andere Voraussetzung der damnatio memoriae gibt uns zu denken. Sie war eine zentral verfügte Strafe und scheint nur in gleichgeschalteten Herrscherkulturen oder in vergleichbaren absolutistischen Herrschaftsgebilden üblich gewesen zu sein; von seiten der Herrschenden verfügt, aber auch in Situationen des Volksaufstandes von seiten der Unterdrückten angewandt. In polyzentrischen Staatenwelten sollen solche Praktiken nicht vorgekommen sein.⁸

2. Landschaften des Vergessens

Anselm Kiefer (geb. 1945) malt Historienbilder⁹. Menschenleere Ödflächen; nachdem „die Geschichte“ die Landschaft heimgesucht hat, ist sie von Akteuren entvölkert. Kaum noch intakte materielle Gefäße der Erinnerung sind zu beseitigen. Stroh ist eines der Materialien seiner Historienbilder.

„Dieses verdorrte Gras ist es, was wir Geschichte nennen. Geschichte ist nichts anderes als dieses abgehauene, verdorrte Gras. Es wird gesammelt, und jeden Tag, jeden Abend kommt ein weiterer Haufen hinzu.“¹⁰

Aber im Gegensatz zu dieser Notiz, mit der sich Dolf Sternberger unter Berufung auf den Psalmisten in den Historikerstreit eingemischt hat, erscheint bei Kiefer „Geschichte“ nicht „so starr wie eine Leiche“. Zwar gibt es auch auf den Historienbildern Kiefers keine Wiederbele-

bungsversuche der Akteure; er unterschreibt Sternbergers Bemerkung: „Mit den Toten gibt es keine Verständigung, sie vernehmen unsere Zeichen nicht, antworten nicht.“ Aber während Sternberger dann doch für die Erzählung der „menschlichen Geschichte“ plädiert, veranstaltet Kiefer mit der Leichenstarre chemische Experimente. Daß dies an magische Praktiken erinnert, darauf hat Kiefer selbst großen Wert gelegt. Und der Chor der Kunsthistoriker hat es ihm bestätigt.¹¹

Vier Beispiele:

1. *Nürnberg* (1982). Auf einen extremen hochliegenden Horizont zufluchtende Ackerfurchen. Eine Emulsion aus Öl- und Acrylfarbe auf Foto, Papier und Leinwand mit einer Assemblage aus verkohltem Holz, Stroh und Stahldraht, „mit dem Beil bearbeitet“, wie es in der offiziellen Bildlegende heißt. Verbrannte Erde nicht symbolisch repräsentierend, sondern metonymisch aufhäufend. Nürnberg ist einer der Orte gewesen, mit denen sich – im Rückblick – die Strategie der „verbrannten Erde“ verknüpfen läßt. Jedoch läßt sich mit diesen verbrannten Materialien nicht mehr die individuelle Physiognomie einer Stadt rekonstruieren. Ihr Name, am oberen rechten Bildrand eingetragen, muß verbürgen, was die Darstellung nicht mehr hergibt. Am rechten unteren Bildrand ein Schriftzug *Festspiel-Wiese*; soll er als Name evozieren, was die verbrannte Erde nicht mehr zeigt: die Anspielung an Wagners *Meistersinger*? Die stofflichen Reste der Geschichte sind umgepflügt, als ob durch Alchemie der Restmaterialien etwas anderes entstehen könnte.

2. *Bilder-Streit* (Ölfarbe, Sand Schellack, Holzschnitt, Foto auf Papier und Leinwand). Der Titel macht darauf aufmerksam, daß der Zusammenhang der Bilder Kiefers mit der *damnatio memoriae* nicht an den Haaren herbeigezogen ist. Der Terminus „Bilderstreit“ ist verbunden mit den Kämpfen im byzantinischen Reich um die Vernichtung der Kultbilder in den Klöstern.¹² Er erinnert an den theologischen Streit über die magische Praxis, vom Bild selbst, von der Darstellung also, die Wunderwirkung des Dargestellten zu erwarten. Was ist dargestellt? Die Fotografie von drei Panzern, die um einen flachen, karstigen Trichter postiert sind. Der Maler hat sie auf eine Art Holzimitat geklebt, das zwei Drittel des unteren Bildraumes einnimmt. Statt eines Horizonts die Fotografie einer Ziegelmauer. Über diese Wand ist mit schwarzer Ölfarbe die Schwärze des Himmels der linken Bildecke mit schnellen Pinselstrichen verlängert. Auf das Holzimitat hat Kiefer mit schwarzer Ölfarbe die Kontur einer Malerpalette aufgetragen, so daß jetzt die Panzer-Fotographien auf einem Tablett des Künstlers serviert werden; auf dieses Tablett sind mit heller Ölfarbe Flammen nachgetragen, die aus dem brennbaren Holzimitat züngeln. Die Imitationen der Imitationen verbrennen auf der Palette des Künstlers. Wenn schon Wunderwir-

kungen gefragt sind, dann sind sie vom Dargestellten so wenig zu erwarten wie von der Darstellung, sondern vielmehr vom Akt des Darstellens, der die Imitate anzündet, brennt und mischt.

3. *Märkischer Sand* (Emulsion aus Sand, Ölfarbe, Foto und Papier, Leinwand und aufmontierte Pappstreifen). Es ist nicht wahrscheinlich, daß „märkischer“ Sand zur Verfügung stand. Wie in allen Bildern Kiefers verbürgen nur Namen, nicht aber Stoffe die nichtaustauschbare Besonderheit. Es ist offensichtlich auch nicht der Sand, der den Surrealisten vor Augen stand, als sie hofften, unter dem Pflaster sei ein geschichtsloser Strand unbegrenzter Möglichkeiten. Der Sand bildet Furchen. Dem Sand gelingt es in diesem Historienbild naturgemäß nicht, die Geschichte der Mark Brandenburg zu repräsentieren. Ihm selbst sind keine entzifferbaren Spuren der preußischen Geschichte eingeschrieben, weder Genrebilder früherer Kriege noch Abdrücke von Fontanes Wanderungen, noch Spuren des Konzentrationslagers Oranienburg. Der Sand verhält sich gleichgültig zur Geschichte. Es würde sich um eine unter den vielen leereräumten Vergessenlandschaften Kiefers handeln, ein weiteres Manifest seiner merkwürdigen Neigung zur Alchemie, wenn nicht nachträglich in einer symbolischen Handlung dem Sand 40 Pappschildchen mit Namen aufgesteckt worden wären (wie man jemandem ein Licht aufsteckt). Diese restutio der Namen erinnert an die alten Praktiken der damnatio memoriae. Als hätte man nach einem Feldzug der verbrannten Erde vexillationes mit dem Auftrag ausgesandt, die Ortsschilder wieder zu errichten. Da der Sand aber keine genauen Anhaltspunkte mehr bot, haben die ausgeschickten Kohorten, wie es scheint ohne Sinn und Verstand, die Namensschildchen willkürlich angesteckt; Freienwalde, Großbeeren und Paretz erscheinen nun gleich zweimal, in dem Bemühen eine verlorene Geschichte wiederherzustellen. Der Sandgrund selbst bleibt so mythisch gleichgültig, daß es egal ist, wo die Geschichtszeichen eingetragen werden. Die Magie des Benennens verblaßt. Auch hier wird dem aufgepflügten Sand als Materie mehr zugemutet als der Erinnerung der Namen.

4. *Für Chlebnikow* (Emulsion aus Öl- und Acrylfarbe auf Karton, Leinwand mit einer Assemblage von Bleiformen an Stahldrähten). Wie weit die Strategie der verbrannten Erde trug, daran erinnert dieses Bild mit seinem extrem niedrigen Horizont und einem Himmel, der 80% der oberen Bildfläche über den verkohlten Vegetationsspuren der Ebene einnimmt. An dem von Bleidampf eingefärbten Himmel sind zwei Bleiklumpen verschiedenen Formats mit Stahldrähten befestigt. Am linken oberen Bildrand zweimal die Schriftzüge „für Chlebnikow“, einmal mit schwarzer Ölfarbe, dann mit kreideartig weißer Farbe darüber, schlecht lesbar. Deutlich entzifferbar oberhalb des kleinen Bleiklumpens mit schwarzer Schrift: „Kleine Panzerfaust Deutschland“; oberhalb des grö-

beren Bleiklumpens „große Eisenfaust Deutschland“. Die Ironie der Geschichte will es, daß der russische Futurist Chlebnikow (1885-1922) in seinem berühmten Manifest „Eine Ohrfeige für den Allgemeinen Geschmack“ (1912) selbstmächtig, als habe er die Befehlsgewalt darüber, was in der Geschichte vergessen werde und was nicht, posaunt hatte: „Werft Puschkin, Dostojewski usw. usf. vom Dampfer der Gegenwart.“ Jetzt sind seine Namenszüge kaum noch entzifferbar. Die Wiederholung der damnatio memoriae ruft ihn ins Gedächtnis. Auch hier die Allusionen alchimistischer Praxis. In ihr galt das Blei als eine Urmaterie, „massa confusa“, in deren Schwere sich der „volatile Geist“ verbirgt, der erlöst werden kann.¹³ Aber die erwünschte Transformation des Bleis bleibt aus. Es ist künstlich mit Stahldrähten an das Element der Luft montiert. Der Himmel indessen bleibt bleifarben. Die gegenläufige Transformation läßt auf sich warten. Der Name Panzerfaust weist auf einen historischen Raum, in dem alchemistische Transformationen nicht oder vielmehr nur als tödliche Prozedur vorkommen. Das Bild ist einem Dichter der historischen Avantgarde gewidmet, der den Rückgriff auf archaische Volksmythen mit avanciertester Wortkunst verknüpfte, die Rhetorik des Vergessens („Werft Puschkin ... vom Dampfer der Gegenwart“!) mit dem Rückgriff auf magische Praktiken.

Uns dient dieser Name als Brücke zum nächsten Abschnitt unserer Überlegung.

3. Die Rhetorik des Vergessens der historischen Avantgarde

Berichtet wird von der Szene, in der Carl Jakob Burckardt und Friedrich Nietzsche sich im Jahre 1871 nachts in Basel in die Arme laufen. Die Nachricht vom Brand im Louvre während der Pariser Commune hatte sie alarmiert, die Angst vor dem Verbrennen der dort gespeicherten Güter hatte sie auf die Straße getrieben.

Wie man weiß, blieb die Galerie verschont, die Communarden wurden eliminiert. Man sieht, nur die Furcht vor der Antastung eines großen Speichers des kulturellen Gedächtnisses hatte die beiden Gelehrten in dieser Szene in Gang gebracht.

An diese Szene soll erinnert werden, weil knapp vier Jahrzehnte später im Kreis der Avantgarde – inspiriert durch Nietzsches Kritik am lähmenden Historismus, inspiriert durch eine Aufwertung des Vergessens – das Niederbrennen der Museen als Kunstparole ausgegeben wurde. Zwar können sich Marinetti und seine Gefolgsleute mit ihrem Einverständnis mit dem rapiden Prozeß der Modernisierung nicht auf Nietzsche berufen, aber in der Rhetorik des Vergessens, die nun zwei Jahrzehnte lang (bis zu ihrem letzten großen Kompendium, Ernst Jüngers Buch *Der Arbeiter* aus dem Jahre 1932) entwickelt wird, sind wichtige Denkmotive und Attitüden Nietzsches verflochten:

- der Mut, einen zerstörerischen Prozeß ohne Kompensation zu ertragen, in ihm einen Nerv des Lebens, das bejaht werden soll, zu erblicken; im Transitorischen eine Quelle der Energie zu entdecken;
- der Wille, die Gefilde von Schuld und Sühne in die ein anachronistisches Wertsystem und eine retardierende Psychologie verstrickte, zu verlassen;
- der Stoizismus, nach dem Fall aller invarianten Außen- und Innenhalte, eine nomadische Existenz in Kauf zu nehmen.

In den rhetorischen Figuren und Bildern der Avantgardisten vermischte sich dieses Einverständnis mit dem Transitorischen mit der ausstrahlenden Macht von moderner Technologie und Kapital, die ohnehin geschah. Atemlos traten unsere Herolde der tabula rasa aus den Kulissen des Historismus ins freie Feld – und siehe, die stärkeren Bataillone des Kapitals waren der Avantgarde vorausgeeilt. Und so geschah mit ihnen, die sich so gern das Prädikat der „modernen Barbaren“ zugeeignet hatten, was mit „Barbaren“ im Laufe der Geschichte oft geschah. Fernand Braudel hat spöttisch über den Mythos von der Stoßkraft der Barbaren bemerkt: Sie haben lange antichambriert und wiederholt angeklopft, bevor sie ins Haus eindrangen; triumphieren nicht lange und werden bald von der Kultur, die sie unterworfen zu haben meinten, absorbiert. Und dann „schlägt die Tür des eroberten Hauses wieder zu“!¹⁴ Es dürfte schwerfallen, die Versionen ihres Appells, zu vergessen, in dem dialektischen Sinn aufzuwerten, mit dem wir Geschmack an Kiefers Historienbildern gefunden haben. Die Rhetorik des Vergessens diente in diesen Jahren nicht der Vergegenwärtigung des jüngst Verschollenen. Sie wirkte nicht wie die breiten Teerstriche durch eine Figur, deren Unwiederbringlichkeit durch diesen Akt der Negation in Erinnerung gerufen werden soll. Die Polemik dieser Rhetorik richtete sich, wie gesagt, gegen die Form, in der der Historismus Figuren und Konstellationen der Geschichte hatte konservieren wollen. Gleichzeitig verstrickt sich die Rhetorik in ein Paradox, das Paul de Man schon an Nietzsches Aufwertung des Vergessens beobachtet hat: „The more radical the rejection of anything that came before, the greater the dependence on the past.“¹⁵ Der alten Avantgarde diente das Vergessen des jüngst Vergangenen der Rückgewinnung von Dimensionen der Geschichte, die der Historismus scheinbar vergessen hatte. Die Historisten schienen nur oberflächliche Schichten des Palimpsests der Geschichte freigelegt zu haben, um tiefer liegende zu verdunkeln. Die vernichtende Kritik, die Avantgardisten an „der Tradition“ übten, kann nicht davon ablenken, daß sie auf noch ältere vor- oder außerbürgerliche Traditionen zurückgriffen: „die Angstmasken der primitiven Urvölker, die Pest- und Schreckensmasken der Peruaner, Australier und Neger,“¹⁶ auf die archaischen Epochen der europäischen Kunst, Kreta und Mykene, die Etrusker und Gallier, das präkolumbianische Amerika und innerhalb der christlichen Kunst

die Häretiker und Mystiker.¹⁷ In allen Fällen kann man den Wunsch registrieren, dem Subjekt einen weniger komplizierten Status zurückzugewinnen als den, den ihm die jüngste Geschichte des Bürgertums verliehen hatte. So erklären sich Artauds Rückgriffe auf das Balinesische Theater, die Orientierung der russischen Konstruktivisten an der Ikonenmalerei, der Wunsch der Surrealisten, auf „präkolumbianische Zeiten“ zu regredieren, Brechts Anleihen beim japanischen Theater ...

Wir haben die Wohltaten dieser produktiven Regressionen zu schätzen gelernt; jetzt betonen wir ihre kältere Dimension: *In einer Art schwarzem Rousseauismus suchten die Avantgardisten Ursprünge ausgerechnet in den starren Konventionen der „kalten“ Kulturen, in denen, vom Blickwinkel der Historisten, nichts wahrzunehmen gewesen war außer der Nacht der Wiederholungen in statischen Gehäusen.* Aber für die Avantgardisten, die sich in der „Hitze“ der rapiden, auf einen Punkt X zustürzenden Zeit zu befinden glaubten, bildete die Vorstellung der „kalten“ Kultur ein Faszinosum.¹⁸ Wollten sie in ihr, da sie besessen waren von der Idee einer pfeilschnell davonschießenden Entwicklung, kühle Ruhepunkte der Meditation finden? Oder wollten sie sich dort eine kulturelle Montur und psychische Ausrüstung holen, die sie instand setzen sollte, nicht nur das Tempo der Modernisierung besser auszuhalten, sondern sich selbst in ihren Prozeß einzuschalten oder sich gar steuernd an seine Spitze setzen?

An diesem Punkt gehen die Wege der Marinetti und Hogo Ball, Chlebnikow und Brecht weit auseinander. Aber der Bildersturm der Avantgardisten galt den komplizierten Bildern eines bis zur Handlungsunfähigkeit komplizierten Subjekts, das von den Realisten des 19. Jahrhunderts entworfen und in ihrer Folge von Modernisten wie Proust und Mann im 20. Jahrhundert mit physiologischen Nachtseiten versehen worden war. Diese Bilder des gefesselten Subjekts wurden geschleift und zerkratzt und in Latrinen geworfen. Es sollte ein *irreversibler* Prozeß sein. Nach diesem Akt der damnatio memoriae des bürgerlichen Subjekts sollte, wie Phoenix aus der Asche, eine heratische Gestalt, die sich die Last des Subjektseins vom Hals geschafft hatte, in Erscheinung treten. Einmal entbürgerlicht, sollte sie wieder zum Subjektsein ermächtigt werden. Im Rückblick suchen wir vergeblich nach jenen unproblematisch heratischen Gestalten. Statt dessen begegnen wir einer Galerie „grotesker Körper“ (M. Bachtin). In Opposition zur Geschlossenheit des klassischen Körpers – an dessen Anblick sich die Historisten noch geweidet hatten – die dionysische Zerlegung des Körpers, dissoziiert in seine Glieder. Als Gegenentwurf zu den Imaginationen der Subjekteinheit der abstrakt-rationalen Welt, ein karnevalesk-bizarrer Körper, mit der Zurschaustellung aller Körperöffnungen. Aber mit der abgetakelten Gestalt, die nach der damnatio memoriae, die der problematischen Natur des bürgerlichen Subjekts angetan worden war, übrig blieb, war manchmal Staat und selten Karneval zu machen.

„Zu allem Handeln gehört Vergessen.“ Das war einmal eine Devise gewesen, unter die Nietzsche die Tätigkeiten der „aktiven Vergeßlichkeit“ gestellt hatte. Paul de Man pflichtet ihm bei und dekretiert: „Modernity exists in the form of a desire to wipe out whatever came earlier, in the hope of reaching at last a point that could be called a true present, a point of origin that marks departure. This combined interplay of deliberate forgetting with an action that is also a new origin, reaches the full power of the idea of modernity.“¹⁹

In diesem Gedanken verschmilzt de Man Modernität und Dezision fatal zu einer Einheit. Denn ein Handeln, das sich dadurch legitimiert, daß es die Kriterien des Handelns, die es als Vergangenheit umhüllen, vergißt, zählt ins Reich der blinden Dezisionen, in das Reich des Schweigens, in dem das Gras verdorrt. Modernisten wie Proust, Musil und Thomas Mann hatten sich von diesem Gedanken fasziniert gezeigt, ihn aber in die bis zur Komik reichende Konfrontation mit der problematischen Natur des bürgerlichen Subjekts gerückt. Die Avantgardisten neigten im Gegensatz zu ihnen zu der Illusion, sie könnten als Subjekte des Vergessens ihre Selbstmächtigkeit zurückgewinnen. Im dezisionistischen Akt – schwiegen sie jetzt endlich? – wurden sie Wellenreiter eines Prozesses, der auch ohne ihren Eingriff geschah.

4. Vorläufiges Ende einer Illusion

Im Jahre 1932 erscheint der Proust-Essay von Samuel Beckett. Das ist ein Zeitpunkt, zu dem die Vergessens-Energien der europäischen Avantgarden weitgehend erschöpft sind. In diesem Augenblick greift Beckett auf das Erinnerungs-Labyrinth von Marcel Proust zurück.²⁰ Vom Modernisten wird er die Skrupel an der Selbstermächtigung übernehmen, um sie mit Konventionen der „kalten Kulturen“, von denen sich die Avantgardisten fasziniert zeigten, zu kombinieren. Aber statt deren Pathos herrscht nun der schwarze Humor im Reich der endlosen Wiederholungen und statt deren sprungbereiter Dezision ein immerwährender Wartezustand. Aus der Lektüre der Recherche wird Beckett in seinem späteren Werk die pathetischen Landschaften des Vergessens entwerfen.²¹ In diese Landschaften installiert er verschiedenartige kleine Gefäße und Hohlräume, die letzten „vas clos“ der Erinnerung. Darin sind Wesen eingeschlossen, die versuchen, über den Rand der Gefäße zu blicken. Die Subjektanmaßungen der Avantgardisten sind abgeschminkt; der Spielraum für Dezisionen ist denkbar gering; Täter einer aktiven Vergeßlichkeit wird man sie nicht nennen können; das Vergangene steht außerhalb der Befehlsgewalt des Ich, auch die Kostümierungen der Historisten sind verschwunden. Aus den Bruchstücken der Erinnerung, die ihre Sprache zu Tage fördert oder die sich die eingeschlossenen Figuren von einer Kassette vorspielen lassen, kann ge-

geschlossen werden, daß es einmal Subjekte waren. Aber auch diese Erinnerung ist, wie bei Proust, dem Zufall überantwortet, der vom Außen der Dingwelt ausgelöst wird. In der Landschaft des Vergessens, die Beckett entwirft, erscheint die Technik der *damnatio memoriae* als eine Subjektanmaßung, deren Zeit vorbei ist. Gemessen an der *tabula rasa*, die der Prozeß der Geschichte immer wieder herstellt, blieb es ein Sandkastenspiel.

Anmerkungen

- 1 Helga Geyer-Ryan, Helmut Lethen, *The Rhetoric of Forgetting*. In: D'Haen, Grübel, Lethen (Hg.): *Convention and Innovation in Literature*, Amsterdam/Philadelphia 1988.
- 2 Vgl. Kaser, M.: *Römische Rechtsgeschichte*, Göttingen 1967, 2. Aufl., S. 106; Mommsen, Th.: *Römisches Staatsrecht*, Bd. III, 2. Aufl., Basel 1952, S. 1189 ff.; Mommsen, Th.: *Römisches Staatsrecht*, Bd. II, 2. Aufl., Basel 1952, S. 1129 ff.; Pekáry, Th.: *Das römische Kaiserbildnis in Staat, Kult und Gesellschaft, dargestellt anhand der Schriftquellen*, Berlin 1985, S. 134; Vittinghoff, F.: *Der Staatsfeind in der römischen Kaiserzeit. Untersuchungen zur „damnatio memoriae“*, Diss. Speyer 1936.
- 3 Vittinghoff, S. 18
- 4 Pekáry, S. 134.
- 5 Pekáry, S. 137.
- 6 Pekáry, S. 33.
- 7 Pekáry, S. 135.
- 8 Metzler, S. 19.
- 9 Kiefer, A.: *Bilder 1986-1980*, Stedelijk Museum Amsterdam, Katalog.
- 10 Sternberger, D.: *Unzusammenhängende Notizen über Geschichte*. In: *Merkur*, Heft 9/10, Sept./Okt. 1987, S. 733.
- 11 Inboden, G.: *Exodus aus der historischen Zeit*. In: Maenz, de Vries (Hg.): *Anselm Kiefer*, Köln 1986.
- 12 Vgl. Brock, B.: *Der byzantinische Bilderstreit*. In: M. Warnke (Hg.): *Bildersturm. Die Zerstörung des Kunstwerks*, München 1973, S. 30-39.
- 13 Inboden, S. 13.
- 14 Braudel, F.: *Sozialgeschichte des 15.-18. Jahrhunderts. Der Alltag*; München 1985, S. 93.
- 15 Man de, P.: *Blindness and Insight. Essays in the Rhetoric of Contemporary Criticism*, London 1983, S. 161.
- 16 Ball, H.: *Der Künstler und die Zeitkrankheit*, Frankfurt/M. 1984, S. 43.
- 17 Waldberg, P.: *Der Surrealismus*, Köln 1981, S. 21.
- 18 Lethen, H.: *Geschichten zur „kristallinen Zeit“*. In: Kamper/Wulf (Hg.): *Die sterbende Zeit. Zwanzig Diagnosen*, Darmstadt/Neuwied 1987, S. 89 ff.
- 19 de Man, S. 148.
- 20 Beckett, S.: *Proust and the Three Dialogues*, London 1970.
- 21 Vgl. Hildebrandt, H. H.: *Beckett Proust Bilder*, Stuttgart 1980.